Reiseskizzen und Novellen.

Zweiter Band.

Reiseskizzen und Novellen

von

Ernst Freiherrn von Bibra.

Zweiter Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1864.

Inhaltsverzeichniss.

1.

Kallenheim.

Der alte Herr hatte seine Stirn an die dick gefrorenen Scheiben des Fensters gepreßt und blickte hinaus in die starre, kalte Winternacht. Draußen hörte man das Rollen eines Wagens, aber schwächer und immer schwächer, und endlich verscholl auch das letzte ferne Geräusch. Der alte Mann schien trotzdem noch eine Weile zu lauschen, dann wandte er sich und blickte mit einem Seufzer in's Zimmer. Das Eis am Fenster mußte auf eine eigenthümliche Weise gethaut sein, denn auf den beiden Wangen des Alten hingen dicke Tropfen. Die rollten abwärts und ihnen folgten andere. Aber der Mann fuhr sich jetzt mit dem Aermel des ziemlich getragenen Hausrocks über die Augen.

„Nun,“ sagte er halblaut zu sich selbst, „wenn's ihm nur gut geht, dem Jungen, und wenn sie nur ein Einsehen haben drinnen in der Residenz und ihm bald einen Posten geben. Sie haben

uns ja Alles genommen, die verfluchten —!" Er verschluckte das letzte Wort und ging zu dem großen Kachelofen, der, für jene Zeit eine seltene Erscheinung, im Zimmer geheizt wurde. Er warf einige Holzstücke in die Gluth und setzte sich hierauf in einen altväterischen Lehnstuhl, indem er mit trüben Blicken in die knisternde Gluth schaute.

Nach einer Weile setzte er sein Selbstgespräch fort und sagte mit bewegter, fast zitternder Stimme: „Es ist mein Liebstes, ach mein Liebstes auf der Welt, was ich ihnen gebe, den Schreibern da drinnen, und sie lassen ihn vielleicht hungern und darben, den Jungen, und ich kann ihm nicht helfen! — Das hilft aber Alles nichts," setzte er dann hinzu, indem er nach einer mächtigen Pfeife langte, und, offenbar um sich der trüben Gedanken zu entschlagen, mit wackeren Zügen zu rauchen begann.

Ueberlassen wir ihn jetzt für einige Augenblicke dieser tröstenden Beschäftigung und sehen uns ein wenig in dem Gemache um, in welches wir den geneigten Leser zu führen uns die Freiheit genommen haben. — Es war ein hohes und ziemlich großes Zimmer, welches offenbar inmitten einer Reihe anderer gelegen war, denn rechts und links waren Flügelthüren von Eichenholz ange-

bracht, während eine dritte Thür auf einen Vorplatz oder einen Gang zu führen schien. Die drei Fenster waren unerquicklich hoch und breit, und die Decke, so viel man bei dem trüben Lichte der einen brennenden Talgkerze erkennen konnte, reichlich mit Stuccaturarbeit geschmückt. Was die Wände dieses Gemachs anlangt, so waren sie mit Tapeten von Leinwand bekleidet, welche man, wie es im vorigen Jahrhundert häufig der Fall war, bemalt hatte, um auf billige Weise die theuren gewirkten Tapeten zu ersetzen. Die Malerei auf diesen Tapeten stellte natürlich Liebes- und Schäferscenen dar, welche in Parkanlagen stattfanden, zwischen springenden Fontainen, gestutzten Laubgängen und Taxusgehägen, und mit einem Hintergrunde von einer ganz unglaublichen Anzahl von Schlössern und Lusthäusern.

So befand sich auf der einen Wand eine Schäferin mit der Taille einer Wespe und einem Reifrocke von fast so unsinnigen Dimensionen wie jene, welche gegenwärtig das Entzücken unserer Damen sind. Diese Schäferin schloß zärtlich einen kleinen, ziemlich fetten Hammel in ihre Arme, während ein Schäfer, mit Hirtentasche und Stab und angethan mit einem rothen Rocke und kurzen blauen Beinkleidern, sehnsüchtig beide Arme in

die Luft streckte. Unter beiden befand sich die mit Blumengewinden umgebene Inschrift: „Ach, wäre ich er!"

Auf der einen Hälfte der zweiten Wand erblickte man eine Schäferin, bereifrockt wie die vorige und umgeben von einer kleinen Lämmerheerde, aber am Ufer eines kleinen Teiches stehend und sich mit Angeln beschäftigend. Der obligate Schäfer (zeisiggrüner Rock, violette Kniehosen), welcher die andere Hälfte der Wand in Besitz genommen hatte, wendete, vor einem Vogelherde knieend, der Fischenden den Rücken zu, versäumte aber nicht, auf höchst auffällige Weise den Kopf nach ihr zu drehen. Auf einem von zwei fliegenden Amoretten getragenen Bande las man:

„Wann Phyllis sich ergötzet
Das Fischvolk zu berücken,
So findet ihr Damöt
Am Vogelfang Entzücken."

Die dritte Wand endlich zeigte eine sitzende Schäferin und einen vor derselben knieenden Schäfer, dessen eine Hand auf den Knieen der Schönen liegt, während die andere unsichtbar ist. Zur Seite der Dame befindet sich ein geöffneter Vogelbauer und über demselben zwei Turteltauben, fliegend und auf äußerst künstliche Weise in der Luft

sich schnäbelnd. Auf einem oberhalb der Gruppe befindlichen fliegenden Bande war zu lesen:

„Die Liebe liebt die Freiheit.“

Alle diese schönen und rührenden Dinge aber schienen von dem gegenwärtigen Bewohner des Gemaches wenig anerkannt zu werden, denn ziemlich rücksichtslos waren allenthalben Nägel eingeschlagen, an welchen verschiedene nützliche oder zur Zierde dienende Gegenstände hingen, und wir erwähnen unter den letzteren nur eine Art Trophäe, die aus einem starken Pallasche, einem dreieckigen Hute, einem Paar Pistolen und zweien Spornen bestand. Die Geräthschaften des Zimmers schienen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu sein. Da alle Welt den Geschmack jener Zeit kennt, so ist es überflüssig, sie näher zu beschreiben, und wir wollen mithin nur bemerken, daß sie fast sämmtlich durch längern Gebrauch ziemlich abgenutzt erschienen, wenn gleich nicht zu verkennen war, daß man früher bei ihrer Anschaffung keine Kosten gescheut hatte.

Da wir indessen dem Zimmer, in welchem wir uns befinden, sich Schritte nähern hören, so beeilen wir uns, noch rasch unseren Lesern den Mann vorzustellen, welcher, noch immer in die Flammen

seines Feuers blickend, mächtige Wolken von Tabaksrauch von sich bläst, und welchen wir eben den alten Herrn genannt haben.

Dieser Mann war der alte Herr Peter von Kallenheim, Erbherr auf Kallenheim, pensionirter hochfürstlich würzburgischer Rittmeister und Vater des jungen Wilhelm von Kallenheim, den jener Wagen, dessen Rollen wir eben noch in der Ferne hörten, nach der fürstbischöflichen Residenzstadt trug, um dort einen Posten zu erwerben, da leider Schmalhans Küchenmeister war auf und zu Schloß Kallenheim. Wenn wir noch beifügen, daß diese Abreise des jungen Kallenheim in den ersten Tagen des Januars 1796 stattfand, so glauben wir allen billigen Anforderungen auf Deutlichkeit genügende Rechnung getragen zu haben, und können unsere volle Aufmerksamkeit wieder unserer Erzählung zuwenden. —

Die Schritte, deren wir oben gedachten, waren mittlerweile ganz nahe gekommen, die Thür öffnete sich, und es trat ein Mann ein, welcher etwa zehn Jahre älter sein mochte als Herr von Kallenheim, das heißt etwa siebzig Jahre. Er war dabei groß, hager, trug einen stattlichen Zopf, zwei starke Wulstlocken an den Schläfen und war in eine ziemlich getragene grüne Livrée gekleidet. Dieser

Mann trug ein auf chinesische Art lackirtes Credenzbrett, auf welchem sich Teller, Servietten und andere Tafelgeräthschaften befanden, und inmitten aller dieser Dinge eine verdeckte Schüssel.

Nachdem der Mann alle diese Dinge auf eine Commode gestellt hatte, begann er einen in der Mitte der Stube stehenden Tisch sorgfältig und umständlich zu decken, stellte dann die verdeckte Schüssel auf denselben, und nachdem er ein zweites Talglicht angezündet und zu dem bereits brennenden gestellt hatte, trat er zu dem Herrn von Kallenheim und sagte ehrfurchtsvoll: „Gnädiger Herr, wenn's gefällig ist, es ist angerichtet.“ — Der so Angeredete, welcher erst jetzt die Anwesenheit eines Zweiten zu bemerken schien, blickte um und sagte gemüthlich lächelnd: „Ach, guter Neubert, ich glaube nicht, daß unser freiherrliches Abendessen so bald kalt werden wird, laß mich nur erst meine Pfeife ausrauchen.“

Neubert erwiederte nichts, sondern blieb schweigend hinter dem Stuhle der gedeckten Tafel stehen, einen Teller in der Hand und eine Serviette über dem Arm. Herr von Kallenheim aber, welcher eben ein Holzstück in das Feuer gelegt hatte, blickte jetzt auf die übrigen, noch neben dem Ofen liegenden Scheite, und sagte, indem er mit der Spitze

seiner Pfeife leicht nach der Decke des Zimmers zeigte: „Ist dieses Holz von oben?“ — „Zu Befehl, gnädiger Herr.“ — „Mache nur, daß uns nicht einmal das Haus zusammenfällt!“ sprach Kallenheim abermals lächelnd, Neubert aber erwiederte rasch: „O, ich bin erst am oberen Boden des rechten Seitenflügels, wir reichen, kommen nicht gar zu harte Winter, sicher sechs Jahre aus, bis wir an die Stelle kommen, welche der gnädige Herr bewohnen, und auch dann fällt nichts zusammen. Ich suche blos das Unnöthige heraus.“ — Kallenheim nickte mit dem Kopfe. Nach einer Weile sagte er: „Was hast Du mir zum Abendessen gebracht?“

Neubert schien ein wenig zu zögern, dann sagte er: „Kalte Küche, Ihro Gnaden.“ — „Ah, ich begreife, Speckwurst aus der Schenke; aber warum giebst Du mir nicht bisweilen Kartoffeln?“

Neubert machte eine zornige Bewegung, stand aber sogleich wieder respectvoll da, obgleich der Unwille seine Züge geröthet hatte. „Ihro Gnaden,“ sagte er, „da sollen eher meine Hände erlahmen, ehe ich meinem gnädigen Herrn Rittmeister das Hundezeug vorstelle, was die verfluchten Franzosen in's Land gebracht haben, und was in anderen Ländern selbst die Knechte nicht essen wollen.“

— „Du bist ein Narr," erwiederte Kallenheim; „ich sage Dir zum hundertsten Male, daß das alte Geschichten sind, daß gegenwärtig alle Welt Kartoffeln ißt, und daß die Franzosen dieselben nicht zu uns gebracht haben." — „Die Kartoffeln und den Sequester haben sie gebracht," behauptete Neubert hartnäckig. — Kallenheim zuckte die Achseln, dann trat er zum Tische, nahm ein Stückchen der „kalten Küche" und genoß auf und ab gehend sein mäßiges Abendbrod, was den alten Diener abermals innerlich ärgerte, indem er es für anständiger hielt, wenn sein Herr die „Abendtafel" sitzend abgehalten hätte. Doch erlaubte er sich keine Bemerkung.

Nach einer Weile blieb Kallenheim stehen und sagte: „Weißt Du was, Alter, ich brauche Geld, ich muß Geld haben, nicht für mich, für den Jungen, den Wilhelm! Ich kann ihn nicht darben lassen drinnen in der Stadt. Es zerreißt mir das Herz! Und ich habe ihm nur ein paar armselige Kreuzer mitgeben können, dem armen Teufel!" Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und wandte sich ab von dem Alten, der trübselig und offenbar anfänglich selbst rathlos vor ihm stand. Dann sprach er aber plötzlich entschlossen: „Wir borgen!" — „Borgen?" erwiederte Kallenheim

bitter, „borgen? Wer borgt mir, dem verkommenen Edelmann, auf dessen Eigenthum fremde Leute herrschen, dem invaliden alten Soldaten, dem sie nicht einmal seine magere Pension vollständig auszahlen? Wer borgt mir einen Kreuzer? Und wenn es Jemanden gäbe," setzte er hinzu, „wann kann ich wieder bezahlen?" — Der alte Neubert mochte innerlich denken: „das wäre das Geringste, wenn nur erst Jemand borgte," bemerkte indessen mit einer erkünstelten heitern Miene: „Ach was, gnädiger Herr! Wir haben doch schon öfter geborgt beim Regiment, nicht wahr, und sind weder Jud' noch Christ' etwas schuldig geblieben. Und am End', Euer Gnaden, müssen Sie doch wieder in Ihr Recht eingesetzt werden, der Sequester kann doch nicht ewig leben." — „Immer die alte Narrheit!" versetzte wider Willen lächelnd Kallenheim; „und dann beim Regiment, da waren immer noch bessere Zeiten! — wir müssen etwas verkaufen!" — „Lieber Gott, was denn? Holz im Walde? Sie geben uns ja nur ein paar erbärmliche Klafter alljährlich, und der schuftige Jäger, den uns hochfürstliche Kammerkanzlei auf den Nacken gesetzt hat, liefert ja alles Holzgeld, was er nicht selbst behält, nach Würzburg ab. Mit dem Pachtgeld ist's auch so, und hier, aus Euer Gna-

den Schloß? — Die neuen eisernen Oefen sind schon alle fort, und Euer Gnaden müssen sich selbst mit dem Kachelofen aus dem alten Schlosse behelfen. Was haben sie nicht für einen Lärm aufgeschlagen, als ich den letzten versilbert habe! Es gehöre dem Sequester, sagten sie, und das Zuchthaus stände darauf, wenn noch ein einziger Nagel verkauft würde. Ohnedies aber kauft uns niemand die Thüren und Fenster ab, und die Balken auf dem Boden, die brauchen wir selbst." — Kallenheim senkte das Haupt. Er hatte recht, der alte treue Neubert, es war nichts mehr zu verkaufen, nichts! Doch was nun beginnen? —

Plötzlich schien jetzt aber Neubert auf einen Gedanken gekommen zu sein. „Halten zu Gnaden," sagte er, „es fällt mir etwas bei — ich will noch heute rapportiren." Mit diesen Worten ging er auf die Thür zu. — „Halt!" rief Kallenheim, „was hast Du vor? Ich muß es wissen." — Aber Neubert brummte etwas von einem guten Freunde in Bart und drückte sich, ohne klare Antwort zu geben, gegen alle Subordination zur Thür hinaus. Draußen machte er lange Beine, um nicht zurückgerufen zu werden. Kallenheim jedoch ließ ihn gehen und sagte blos schmerzlich lächelnd zu sich selbst: „Gute Freunde, ein armer

Teufel, und Geld borgen! Du wirst lange laufen müssen, alter Neubert!"

Dieser aber setzte seinen alten militärischen Hut auf und schritt nach wenigen Augenblicken zum Thor hinaus. Trotz seiner früheren soldatischen Laufbahn war dennoch sein Gang etwas gebückt, und da er die Gewohnheit hatte, meist mit seinen beiden Händen die zwei Enden seines Rockkragens zu fassen, so hatte es den Anschein, als zöge er Kopf und Schultern geflissentlich abwärts. Dessenungeachtet aber kam er rasch vom Flecke, da er stets mächtige Schritte machte.

Der Mond war aufgegangen und beleuchtete ziemlich klar die winterliche Landschaft, und da es empfindlich kalt war, so funkelten und glitzerten Millionen von Krystallen auf der sich weithin ausdehnenden Schneefläche, während die vereinzelten Bäume zu beiden Seiten des Weges in ähnlichem Schmucke prangten, ein Anblick, welcher ganz erträglich wäre, wenn man ihn im Juli oder August genießen könnte, der aber zur Winterszeit so abscheulich ist wie sein Erzeuger, der Winter selbst, da er stets an erfrorene Hände, Nasen und Ohren erinnert, an Tanzunterhaltungen und Bälle, an Theegesellschaften, an Neujahrsrechnungen und pasisve Festgaben, an Schnupfen,

Rheumatismus und tausend andere Dinge, von welchen eins so unangenehm als das andere ist.

Der Alte schien sich im Uebrigen ebenfalls wenig um diese winterliche Pracht zu kümmern, doch blickte er bisweilen um sich, ohne Zweifel um auf der beschneiten bahnlosen Ebene nicht den Weg zu verfehlen. Hinter ihm lag das „neue Schloß," das er allein mit dem Herrn von Kallenheim bewohnte, welches dessen Vater vor etwa fünfzig Jahren erbaut hatte, und aus dessen Bodenräumen der Sohn jetzt die Balken sägen mußte, um nicht zu erfrieren. — Vor ihm war in einiger Entfernung das Dorf Kallenheim. Aber nur hier und da blickte ein schwaches Licht aus den niedrigen und schwer mit Schnee bedeckten Häusern hervor, und kein Laut drang von dort herüber, nicht einmal die Stimme eines wachsamen Hundes. Kein Mensch war dort mehr auf den Straßen. Es war mithin unnöthig zu bellen. Neubert jedoch wandte seine Schritte dorthin auch nicht, sondern bog, nachdem er den Weg sorgfältig geprüft hatte, gegen rechts ein, in der Richtung gegen das Gebirge zu.

Auf einem mäßig hohen Hügel, einem der Vorberge der größeren Bergkette, erhob sich dort eine dunkle Masse, und der alte Mann stieß einen

schweren Seufzer aus, als er ihrer ansichtig wurde. Es waren die Trümmer des „alten Schlosses," welches man, nachdem es Jahrhunderte hindurch seine Insassen geschützt und geborgen hatte, demolirte und verließ, um ein modernes Gebäude aufzurichten, das, nach kaum einem halben Jahrhunderte, bereits zu verfallen begann. In regelmäßigen Abständen, zu beiden Seiten des Weges, welchen Neubert jetzt verfolgte und welcher auch diesen Ruinen zuführte, waren gewisse, mit Schnee bedeckte Erhöhungen zu bemerken. Der Alte blickte ingrimmig auf diese lange Reihe von kleinen Hügeln und murmelte für sich: „Der verdammte Spitzbube!" Er wußte leider nur zu gut, was die Schneedecke barg: eine prachtvolle alte Lindenallee führte vom Schlosse aus in das Dorf. Der Sequester, wie Neubert stets sich ausdrückte, hatte sie, als vollkommen nutzlos, abschlagen und das Holz für ein geringes Geld verkaufen lassen. Die stehengebliebenen Stumpfe, welche jetzt mit Schnee bedeckt waren, bildeten jene Hügel.

Nachdem Neubert einige Zeit lang zwischen denselben vorwärts gegangen war, bog er links ab und schritt auf ein Licht zu, welches vom Fuße des Hügels auszugehen schien, und nach kurzer Zeit stand er vor einem kleinen Häuschen, an

dessen Fenster er pochte. Eine Weiberstimme von innen rief sogleich: „Welch' ein Strauchdieb ist dort außen?" Als Neubert seinen Namen genannt hatte, erwiederte die Stimme: „Ach, Er ist's, wart' Er, ich mach' Ihm auf." Die Thür wurde dann geöffnet, und nach zwei Schritten über die vom Zimmer aus schwach erhellte Hausflur stand Neubert in der Wohnung der Person, welche er zu besuchen gekommen war.

Diese Person war die Jungfrau Sibylle Brandwedel, welche in früherer guter Zeit häufig beim alten Herrn aus und ein gegangen und, wie man sagte, sehr wohl gelitten war, und sich das Häuschen gekauft hatte, welches sie noch jetzt bewohnte. Niemand wußte so recht zu sagen, auf welche Art sie die Mittel erhalten hatte, dieses Haus zu kaufen und, ohne eigentliche Arbeit, für sich leben zu können. Da sie aber trotz ihres eigenthümlichen Wesens und heftigen Charakters eigentlich doch Niemand etwas in den Weg legte, ließ man sie ruhig gewähren, wozu der Umstand noch Vieles dazu beitragen mochte, daß man sie in Verdacht hatte, im Besitz einiger kleinen, mehr oder weniger unschuldigen Hexenkünste zu sein. Obgleich Jungfer Sibylle in gleichem Alter mit Neubert war, also etwa siebzig Jahre zählte, hatte sie doch noch

schwarze, nur mit wenig Grau gemischte Haare, blitzende dunkle Augen und meist geröthete Wangen, so daß sie wohl für ein gutes Theil jünger gelten konnte.

Die Stube, in welche unser Freund Neubert eingetreten, war zwar offenbar eine ländliche Wohnung, indessen gaben Reinlichkeit und verschiedene Luxusgegenstände, welche unbedingt früher andere Räumlichkeiten geschmückt hatten, derselben ein ganz behagliches Ansehen, und Neubert konnte nicht umhin, im Stillen einen Vergleich anzustellen zwischen ihr und der Spelunke, welche er bewohnte, ja selbst mit dem Zimmer seines Herrn.

Als die Alte hinter ihm in die Stube gekommen und die Thür geschlossen hatte, stellte sie sich vor ihn hin, machte eine tiefe Verbeugung und sagte: „Was verschafft mir die hohe Ehre, den Kammerdiener Seiner Gnaden, des regierenden Herrn von Kallenheim, noch in so später Nachtzeit unter meinem unwürdigen Dache begrüßen zu dürfen?" — „Nun," erwiederte Neubert zögernd, „es ist so einsam bei uns, und da wollte ich ein wenig plaudern mit Ihr von alten Zeiten." — Sibylle warf den Kopf zurück und blickte ihn mit ihren schwarzen Augen durchbohrend an. Dann sagte sie mit vieler Bestimmtheit: „Neubert,

Er lügt!" — Aber dieser, da er nicht sogleich mit der Thür in's Haus fallen wollte, blieb bei seiner obigen Angabe, worauf Sibylle nichts weiter bemerkte, als: „Will Er einen Schnaps?"

Die Versuchung war groß! Seit langer, langer Zeit war kein Tropfen des früher gewohnten Labsals über seine Lippen gekommen. Auch für die Zukunft war wenig Aussicht, dergleichen habhaft zu werden. In Gottes Namen denn! Er sagte, daß er deshalb nicht gekommen, und Aehnliches, als aber der duftende „Zwetschken" vor ihm stand und er ihn gekostet, gestand er sich, daß ihm lange nicht so wohl gewesen. Um sich nicht Lügen zu strafen, begann er jetzt, auf das Glas zeigend: „Der alte Herr hatte auch immer solchen." — „Dummes Zeug," erwiederte Sibylle, „der trank Wein, früher, heißt das, und zuletzt langte es blos noch für Gänsewein. Aber bei Euch," setzte sie hinzu, „geht's ja jetzt um ein Bedeutendes besser? Ich höre, daß Ihr eine Waldung auf dem Schloßboden aufgefunden habt?" — Neubert ward roth bis über die Ohren, halb aus Scham, halb aus Aerger. Ausweichend sagte er: „Nun, der Sequester wird auch nicht ewig leben."

„Ich will Ihm einmal etwas sagen," versetzte Sibylle, „Er ist eigentlich ein guter Kerl und hat

auch einen passabeln Verstand, aber vier Tollheiten hat er an sich, welche ganz über alle Maßen abgeschmackt sind. Eins: Seine Anhänglichkeit an das verkommene Edelvolk dort unten — schweig' Er und laß Er mich ausreden. — Zwei: die Marotte, daß Er keine Kartoffeln essen will, da Er doch sonst nichts zu nagen und zu beißen hat. — Drei: die Einbildung, daß der Sequester eine wirkliche, lebende Person sei, ein Mannsbild, nach dessen Tode Ihr wieder schlemmen und prassen könnt wie früher, und endlich vier, daß Er alter Kerl, der Er vormals der liederlichste Bursche im ganzen Regimente war, jetzt tugendhaft werden will und sich einbildet, daß Ihm die Weibsleute nachlaufen."

Betreffs der drei ersten Punkte war Neubert schon längst mit sich im Reinen. Dem Kallenheimer blieb er treu im Leben und im Tode; die Kartoffeln waren Schweinefutter, nichts weiter; den Sequester endlich hatte er selbst gesehen, wie er mit noch zwei anderen Herren an dem Tage in's Schloß fuhr, als der alte gnädige Herr abgesetzt wurde, und Jäger, Pächter und der neue Amtmann neu verpflichtet worden waren — für eben diesen Spitzbuben, den Sequester. — Mit Punkt „vier" aber war der alte Soldat nicht

vollständig im Klaren. Wenn er in einsamen, hunger- und kummervollen Stunden nachdachte über sein Geschick und, was ihm mehr als Alles am Herzen lag, über jenes der Herren von Kallenheim, so kam ihm bisweilen der Gedanke, als sei ein großer Theil dieser Molesten als Strafe für sein früheres sündhaftes Leben über ihn verhängt worden. Er hatte es nun zwar nicht anders getrieben, als eben jeder andere Kamerad im Regiment, aber wenn man in Noth und Sorge steckt bis über die Ohren, so kommen die tollen Gedanken von selbst.

Er dachte wohl daran, daß es jetzt, da er fast siebzig Jahre alt, etwas spät sei, einen tugendhaften Wandel zu beginnen. Auch fielen aus allerlei Gründen verschiedene Haupt- und Todsünden schon von selbst hinweg, so zum Beispiel das Charmiren mit den Weibsen und „Fraß und Völlerei." Aber hatte nicht der heilige Augustin, den er von jeher ganz besonders venerirte als seinen Patron und Schutzheiligen, hatte nicht der, wie er in alten Büchern gelesen, in seiner Jugend die ärgsten Skandale getrieben in der Stadt Carthago, und war erst in seinen späteren Jahren ein gar großer Heiliger und Kirchenvater geworden? Also war wohl auch für ihn noch Aussicht

da! — Auf der andern Seite schämte sich zu Zeiten der alte Soldat wieder, daß er einen Duckmäuser machen sollte, wie er es nannte. Daher kam sein Zwiespalt, und die alte Sibylle mußte, Gott mochte wissen von wem, erfahren haben, wo ihn der Schuh drückte. — Er erwiederte also nichts Bestimmtes auf die ärgerlichen Reden, sondern sagte blos: „Brandwedelin, Sie ist ein obstinates Weibsbild!" — Die aber lachte und meinte: „Gelt, ich kenne alle Seine Narrenpossen?"

Dann kam das Gespräch der Beiden endlich doch auf die alten Zeiten, und Neubert, den der treffliche Branntwein gesprächig gemacht, erzählte der Brandwedel, was diese so gut wußte wie er, zum Theil vielleicht noch besser.

„Ach dazumal," sagte er, „als der alte Herr noch florirte, da war es freilich anders da droben auf dem alten Schlosse! Küche und Keller voll, Pferde im Stalle, und Geld, mehr als wir brauchten! Sie weiß doch, Brandwedelin, daß ich als kleiner Junge schon in's Schloß kam und dort aufgezogen und großgefüttert worden bin? Ich war da oft im Zimmer des Herrn, wenn der Amtmann Geld brachte. „Brauch' keins," sagte dann meist der Herr, „leg' Er's an, Amtsverweser!" — Ein Theil blieb auch liegen für den Nothfall, und ich

habe meiner Tage nicht so viel harte Brabanter und holländische Füchse auf einem Haufen gesehen, als dazumal in der eisernen Truhe Seiner Gnaden. Der Herr liebte wohl auch dann und wann einen guten Trunk zu thun, und kamen andere Herren, da wurde nicht gespart, aber doch wurde des Glücks und Segens mehr statt weniger. Da legte der Teufel ein Ei in die Wirthschaft! — Ich weiß noch den Tag. Der Herr war zu einem Nachbar geritten, und kam erst spät in der Nacht zurück. Am andern Tage war er verdrießlich und mürrisch, und man konnte ihm nichts zu Willen thun. Ich glaubte, er habe im Spiel verloren, aber bei der Tafel hörte ich's wohl, obgleich ich's noch nicht so recht verstand. Sie weiß, Sibylle, daß die gnädige Frau zu jener Zeit schon ein paar Jahre mit Tode abgegangen." — „Schwätzt Er dumm!" sagte Sibylle.

Neubert aber fuhr fort. „Nun, da saß blos der Hofmeister des jetzigen Herrn mit bei Tisch, und fast täglich wurde deshalb der Amtmann eingeladen, der auch wacker einhieb und noch wackerer trank. An jenem Tage fuhr da mitten unter dem Speisen der gnädige Herr auf. „Amtsverweser," sagte er, „der Teufel soll mich holen, ich glaube, der Aerger bringt mich noch um!" — Der aber sah

den Herrn erst vorsichtig an, und meinte dann: „Was molestirt denn, wenn ich unterthänig fragen darf, Eure hochfreiherrliche Gnaden?" — Da kam's denn an den Tag. Der Nachbar, den der Herr besuchte, und noch andere, hatten ihre alten Schlösser verlassen und sich neue gebaut, wie sie es da drüben über dem Rheine bei den französischen Windbeuteln gesehen hatten, und der Herr ärgerte sich, daß er, da er so gut wie jene, noch in seinem alten Rattenneste, wie er sagte, wohnen müsse. — Daß ich's kurz mache — der Amtmann goß Oel in's Feuer. Der gnädige Herr könne zwei Schlösser bauen, anstatt eins, Geld sei da, mehr als genug, alles käme blos auf hohen Befehl an. Der blieb nicht aus, und schon nach acht Tagen hatte der Amtmann, der eigens deshalb nach Würzburg gefahren war, einen Baumeister in's alte Schloß gebracht, der dem Herrn ein halbes Dutzend Pläne vorlegte und die billigsten Kostenanschläge.

„An jenem Abend bedudelte sich der gnädige Herr fast mehr als gewöhnlich, und als ich eine frische Portion Flaschen gebracht hatte, schlug er mich auf die Schulter, daß ich schier umgesunken wäre, und rief: „Augustin, Du Esel, jetzt kriege ich ein Palais!" — „Ja," schaltete Sibylle ein,

„Seine Gnaden waren sehr aimabel, wenn Sie getrunken hatten!“ — „Jetzt kamen zuerst die Brabanter dran aus der Truhe, dann flogen die Goldvögel aus, hernach holte der Amtmann das angelegte Geld, denn der Bau kostete mehr als das Doppelte, was der Voranschlag besagte, und als nach zwei Jahren das neue Schloß nothdürftig unter Dach stand, war kein Heller Geld vorhanden. — Jetzt schaffte anfänglich der Amtmann Geld, dann kamen die Juden! Und als dann endlich Alles fix und fertig, und auch von innen eingerichtet war, hatten wir ein neues Schloß, aber keinen Pfennig baares Geld, und Schulden mehr als zuviel.

„Aber wir mußten jetzt auch leben; wie es sich gehörte für eine solche splendide Einrichtung! Der Herr verkaufte deshalb ein gutes Stück Wald, und jetzt wurde flott gelebt. Es kommt mir fast vor, als sei von jener Zeit an der Herr erst zugänglich geworden für allerlei Flatusen, und auf der andern Seite wiederum sehr borstig und obstinat. Dies Zweite haben wir Dienstboten leider nur zu oft vermerkt, vom Ersten aber fällt mir ein Stücklein ein, was ich Ihr erzählen will, wenn Sie's nicht schon weiß.

„Als wir zur Einweihung des neuen Schlosses

eine große und perfecte Gastirung hatten, war unter Anderm auch eine große Torte da, auf welcher gar künstlich das Wappen unserer gnädigen Herren angebracht war. Als die daran kommen sollte, sagte der gnädige Herr zum Herrn Amtmann: „Amtsverweser, schneid' Er die Torte an!" Dieser aber zog die Schultern in die Höhe und wehrte ab mit den Händen. Nach einer Weile sagte der gnädige Herr, der das wohl nicht bemerkt: „Nun, warum hat Er denn nicht angeschnitten?" — „Gnädiger Herr, ich kann nicht!" — „Warum denn nicht, ist Er lahm geworden?" — „Nein, Ihro Gnaden, aber ich getraue mir nicht, Dero hochfreiherrliches Wappen zu molestiren!" — Der Herr lachte und schnitt selbst an, nach der Tafel aber verehrte er dem Herrn Amtmann seine kostbare goldene Uhr wegen: „wohlgefällig bemerkter Attention für die Familie,", wie er sagte.

„Eine Zeit lang ging das Schmausen und Gastiren wacker fort, obgleich wir von der Dienerschaft, die schon lange im Hause, so manchmal unsere Gedanken hatten, während die neu angenommenen Schlingel schlemmten und stahlen, wo sie nur konnten. Aber was hätten wir sagen können, gar ich, der ich dazumal erst einundzwanzig Jahre

alt war! — Auf einmal indeß kam das Unglück, voraus aber eine große Ehre und Gnade, so aber, wie mir scheint, nicht zum Besten ausschlug. — Hochfürstliche Gnaden Anselm Franz bereisten das Land zu jener Zeit, und unser Herr luden Höchstdieselben ein, bei uns einzusprechen und eine Collation einzunehmen. All' mein Leben habe ich nicht ein solches Sieden und Braten, Backen und Schmoren gesehen, als Seine fürstlichen Gnaden diese Einladung allergnädigst annahmen, und aller Herren Schlösser auf zehn Stunden im Umkreis standen leer an jenem Tage, weil alle bei uns zu Gaste geladen!

„Seine fürstlichen Gnaden kamen auch zur bestimmten Stunde gefahren in einer herrlichen Carrosse, und ein paar andere folgten mit Cavalieren und geistlichen Herren. Unser Herr empfing die Herrschaften am Hofthor, und das hatten wohl schon Seine fürstlichen Gnaden übel vermerkt und einen Empfang erwartet, etwa vor dem Dorfe, sagten aber nichts davon, sondern gingen mit dem Herrn unter den gewöhnlichen Complimenten bis zum großen Schloßthor. Dort aber blieben Seine fürstlichen Gnaden stehen und sagten: „Der Herr Vetter haben ja da ein wahres Palais!" worauf unser Herr vornehm erwiederte: „Ja, es ist auch

ein Palais.“ — Seine fürstlichen Gnaden replicirten nichts darauf, als Dieselben aber die äußere Treppe hinangestiegen waren und oben im Vorplatze die sechs Marmorsäulen sahen, welche freilich blos hölzerne Balken waren, die der Baumeister mit Gyps belegt und künstlich wie Marmor angestrichen hatte, klopften Dieselben mit dem Knöchel wider eine und fragten: „Ist es ächter Marmor?“ — „Ich weiß es nicht,“ sagte unser Herr, dem das Blut in's Gesicht stieg; „ich kümmere mich nicht um derlei Lappalien.“ — „So, so!“ versetzten Seine fürstlichen Gnaden, aber ich konnte nicht mehr hören, was unter den Herrschaften weiter gesprochen wurde, da wir jetzt nur in der Ferne folgen durften, wie dieselben sich die innere Treppe aufwärts und durch alle Zimmer bis in den Speisesaal begaben. Aber ich habe wohl gesehen, wie Seiner fürstlichen Gnaden Nase ganz weiß und fast spitziger geworden, als unser Herr von „Lappalien“ gesprochen.

„Es müssen wohl auch gegen alles Hoffen und Erwarten noch andere molestirende Reden gefallen sein, bis die Herren den Tafelsaal erreichten, denn als ich dort wieder in die Nähe der Herrschaften kam, waren Fürstliche Gnaden ganz blaß und weiß im Gesicht, während unser Herr aussah wie

ein gesottener Krebs. In Summa: Seine fürstlichen Gnaden ärgerten sich, daß ein Edelmann ein solches Palais bewohnen sollte, wie schier Seine Gnaden selbst, und unser Herr gab's vielleicht auch ein wenig zu dick. Als man aber in den Tafelsaal gekommen war, wollte unser Herr wohl wieder einlenken, mußte gar auch Schanden halber die Honneurs machen. Trat also vor und zeigte, indem er ganz liebreich lächelte, auf einen oben an der Tafel stehenden köstlichen Stuhl und sagte: „Wollen Eure hochfürstlichen Gnaden nicht einen geringen Imbiß zu sich nehmen?" — Aber hilf, Himmel! Da war dem Faß der Boden erst recht ausgeschlagen!

„Freilich stand auf der Tafel Alles, was das Herz begehrt, und war auch in diesem Jahre, 1748, alles Wild und Geflügel trefflich gerathen, und so sah man denn Feldhühner, Wachteln, Fasanen, Birk- und Auerhühner, Hirschbraten, Hasen und Rehe — wenn's auch gerad' die Zeit nicht eben war — von Feder- und anderem zahmen Vieh gar nicht zu sprechen.

„Als aber Seine fürstlichen Gnaden die also bestellte Tafel anblickten, kam mir's just so vor, als lächelten Dieselben einen Augenblick ganz still vor sich hin. Machten aber gleich darauf ein sehr

ernsthaftes Gesicht und sagten ganz laut, so daß wir Alle es wohl hören konnten: „Der Herr Vetter haben vergessen, daß heute Freitag ist, und daß ich und kein guter katholischer Christ am Freitag sich mit Fleisch sättigt. Hier aber, bei diesem ganzen Tractament, observire ich nichts als lauter Fleischbißlein. Ich bitt' den Herrn Vetter um ein Glas Wasser!" — Wahr war's! Wir hielten wohl die gebotenen Fasttage, aber mit den Freitagen wurde es nicht so genau genommen, und so weiß Gott, wie's kam, oder hat's wohl der Teufel angestiftet, auf der ganzen Tafel war nicht ein einziger Fisch. Schlimm genug, denn nachdem Seine fürstlichen Gnaden das Wasser getrunken, sagten Sie: „Der Vetter werden erlauben, daß ich mich jetzt wiederum auf die Reise begebe, denn mein Weg ist weit." Fuhren auch zur Stunde ab, und als Sie in der Carrosse über den Hof fuhren, blickten Sie sich nicht ein einziges Mal um nach all' den Herren, welche tiefe Reverenzen und Kratzfüße machten.

„Freilich aber wurde, als Seine Gnaden es nicht mehr zu eigenen Ohren hören konnte (hat's aber wohl auch aus anderem Munde gehört), arg gescholten und schimpfirt, und man hörte da oft die schlimmsten Titel, wobei denn doch zu hoffen,

daß man Seine fürstlichen Gnaden nicht selbsten gemeint. Hernach machten sich die Herren über das Fleischtractament und speisten Alles auf, Seiner fürstlichen Gnaden und dem Freitag zum Trutz. Sparten auch den Wein nicht, wie wohl zu denken. Nachher aber, daß Gott erbarm —"

„Neubert," unterbrach den Erzähler hier plötzlich Sibylle, „wenn Er so fortschwätzt, wird Er in acht Tagen nicht fertig. Was „nachher" kam, will ich Ihm sagen. — Nach acht Tagen fuhr der Amtmann nach Würzburg, kam wieder, und nach weiteren acht Tagen kam von der Residenz ein großes Schreiben, worinnen dem Alten hunderttausend Gulden abgefordert wurden, welche er an fürstliche Hofkanzlei schuldig sei. Der Alte lachte. In alten Zeiten, wohl vor hundert Jahren, hatten die Kallenheim vom Fürstbischof Geld geborgt, aber schon der Großvater des Alten hatte Alles zurückgezahlt, und jetzt forderten sie dennoch das Capital mit Zinsen und Zinseszinsen von hundert Jahren her, daher die große Summe. — Er habe die Quittung, auf Pergament und mit Siegel, sagte der Alte, und noch vor vier Wochen erst habe er sie in der Hand gehabt. Aber er hatte sie nicht. —

„In Würzburg jedoch verstanden sie keinen Spaß,

man setzte einen Termin, und dann kam das Gut unter Sequester, zumal nun auch die anderen Schuldner Lärm schlugen. Hochmuth kommt vor dem Fall, und dem Alten geschah ganz recht, denn er war ein Satan. Auch brachte ihn der Zorn und der Kummer unter die Erde, und er starb fast genau ein Jahr nach dem Tage, an welchem der Fürstbischof seinen neuen Hochmuthsbau eingesehen. — Von Vormundschaftswegen wurde der junge Peter, der jetzige Herr, jämmerlich genug groß gezogen, ging unter die Soldaten und heirathete ein Fräulein, so arm wie er selbst, die bald nachher starb, und der eine Sohn, den er hat, der Wilhelm, wird so arm sterben wie sein Vater, denn wo die Herren von der Kanzlei sind, ist kein Segen, und der Sequester frißt alljährlich auf, was das Gut trägt. — Das ist die Geschichte."

Sie war wirklich so, wenn gleich die alte Sibylle mancherlei ausgelassen haben mochte.

Neubert seufzte tief auf, und all' das Elend, all' die Schmach ging lebhaft an seinem geistigen Auge vorüber. Er schalt die Alte nicht wegen ihrer lieblosen Aeußerungen und wegen ihrer Schadenfreude, denn er war nicht zornig, aber tief bekümmert. Beide schwiegen jetzt eine Zeit

lang, dann sagte Sibylle: „Jetzt mach' Er, daß Er weiter kommt, es ist bald Mitternacht, und Er wird doch nicht bei mir übernachten wollen?"

Erst jetzt fiel Neubert der Zweck seines Besuches wieder ein. Er blickte einen Augenblick vor sich hin, dann sagte er zu sich selbst: Was hilft das Alles! Es muß sein, also frisch in's Feuer! — „Brandwedelin, ich muß Ihr etwas sagen," fing er hierauf stockend an. — „Endlich!" — „Ja, weiß Sie was? Sie muß mir Geld borgen." — „Ihm?" — „Ja, natürlich mir." — „Ich will's Ihm besser sagen — Seinem Herrn von Kahlenheim soll ich borgen!" Sie betonte höhnisch das Wort. Neubert schien das zu überhören, denn er versetzte nur: „Brandwedelin, lasse Sie einen alten Freund nicht stecken, ich muß Geld haben." — „Ich habe keins." — „Sie hat, das weiß die ganze Welt." — „So schlag' Er mich todt und suche er es."

Neubert erwiederte nichts, die Brandwedel aber murmelte halblaut vor sich hin, und Neubert verstand nur einzelne Worte: „Junger Herr — natürlich kahl wie eine Kirchenmaus — wird auch sein wie die Alten — vielleicht aber — —" Neubert hatte so seine eigenen Gedanken, als er diese abgerissenen Aeußerungen der Alten hörte. Was

sein Herr vor ein paar Stunden unter vier Augen mit ihm gesprochen hatte, das wußte sie, als hätte sie dabei gestanden. Daß man dies Alles leicht errathen konnte, fiel ihm nicht ein, es mußte mithin wahr sein, was die Leute sagten. Sie konnte hexen! Aber gleichviel. Eine Hexe ist immer noch besser als der Teufel in eigener Person, und selbst von diesem hätte er das Geld genommen, um den jungen Herrn nicht stecken zu lassen.

Während er eben diese, für Sibylle nicht sehr schmeichelhaften Betrachtungen anstellte, war diese aufgestanden und hatte einen kleinen, in der Wand angebrachten Schrein geöffnet. In diesem kramte sie mit beiden Händen im Dunkeln, während sie, um mit den Armen tiefer in denselben reichen zu können, den Kopf etwas zurückbog. Dennoch aber mußte sie guten Bescheid wissen, denn sie kam nach kurzer Zeit wieder zu Neubert zurück. „Seh' Er!" sagte sie, und nun zählte sie von der Rechten in die Linke ein Häuflein blanke Ducaten, eins, zwei, drei, und so fort.

Als sie zwanzig gezählt hatte und stets fortfuhr, pochte Neubert das alte treue Herz wie einem Verliebten von achtzehn Jahren. So viel höchstens hätte er sich getraut zu verlangen, mehr gewiß nicht. Aber Sibylle zählte fort bis dreißig,

und dann sagte sie: „So viel kriegt Er, nicht mehr, nicht weniger, aber verstanden, unter einer Bedingung.“ — Sie hatte die Linke mit dem Golde geschlossen, und schlug mit der flachen Rechten auf den Tisch. — „Ich will Ihr einen Schein schreiben,“ sprach Neubert, in welchem eine unklare Idee von irgend einer Teufelei aufstieg. — „Schein?“ fragte aber höhnisch Sibylle. „Schein? Es wäre schad’ um’s Papier! Nein! Er muß mir einen Kuß geben!“ Dabei breitete sie die Arme aus, indessen immer das Geld festhaltend, und spitzte den Mund. —

Ein Kuß! Heiliger, barmherziger Gott! Der alten Sibylle! Dann fiel ihm sein Vorsatz ein, nach dem Muster des heiligen Augustin einen gottseligen Lebenswandel zu führen. Aber er dachte auch wieder, daß dies offenbar keine Sünde, sondern im Gegentheil vielmehr eine Abtödtung sei. Und dann die Ducaten! — „Wird’s bald?“ fragte Sibylle barsch. — Herzhaft ging er auf sie zu und beugte sich nieder. Die Brandwedel aber gab ihm eine derbe Ohrfeige und sagte lachend: „Sieht Er, alter Sünder, das sind Seine Grundsätze!“ Dann drückte sie ihm das Geld in die mechanisch geöffnete Hand, und schob ihn zur Thür

hinaus mit den Worten: „Marsch! Mach' Er, daß Er heim kommt!" —

Er ging, und hinter ihm schlug die Alte die Thür zu, und schob lärmend die Riegel vor. Draußen wickelte er das Geld sorgfältig in sein Taschentuch und schob es in die Brusttasche, dann faßte er nach seiner Gewohnheit mit beiden Händen die Enden seines Rockkragens, und marschirte mit langen Schritten über den knirschenden Schnee, indem er von Zeit zu Zeit mit dem Ellenbogen an die Brusttasche fühlte, ob sein Schatz noch vorhanden.

So glücklich war der alte Neubert seit langer, langer Zeit nicht gewesen. Er brachte seinem Herrn die Hülfe in der Noth, und dann — der Zwetschken! So lange war kein Tropfen irgend eines geistigen Getränks über seine Lippen gekommen, und er hatte fast einen kleinen Dusel. Sanguinische Gedanken tauchten auf in ihm. Der Jürg Karl, so nannte man dazumal im ganzen Lande den Fürstbischof Georg Karl von Fechenbach, der Jürg Karl wird ein Einsehen haben. Der junge Wilhelm wird nächstens eine prächtige Anstellung erhalten, er hat ja seine Sache trefflich gelernt und die schönsten Testimonia erhalten. Der Sequester wird sterben. — Neubert ballte die Faust

bei diesem Gedanken, obgleich er vielleicht halb und halb wußte, daß seine Ansicht von dieser Sache eine Thorheit sei, — aber gleichviel, es paßte ihm jetzt nicht, viel zu grübeln — er wird sterben, der Sequester, und die Herrschaft wird wieder eingesetzt werden in ihr gutes Recht. — An sich dachte er nicht, er dachte nicht daran, daß er in seinen alten Tagen dann nicht mehr sich kümmern und darben würde, wenn das Alles einträfe; er dachte blos an seinen Herrn und an die Ehre des Hauses, das für ihn die Welt war.

Als er sich dem Schlosse näherte, blickte er auf zu dem Fenster des Herrn von Kallenheim. Es brannte kein Licht mehr. — „Ich wette, er wacht noch und hat sein Licht nur gelöscht, um zu sparen," sagte er für sich. „Wenn er wüßte, was ich da habe, hätte er das lumpige Talglicht brennen lassen können." — Man sieht, wie unverhoffter Reichthum zur Verschwendung reizt, und wie derselbe auf der andern Seite auch ängstlich macht und besorgt, konnte man ebenfalls beobachten, nachdem Neubert sein Zimmer betreten hatte. Aus gleicher Oekonomie, die wir so eben im oberen Stock üben sahen, legte sich auch unser alter Freund stets im Dunkeln zu Bett. Heute aber schlug er Feuer an und untersuchte sorgfältig, ob

sich nicht irgend ein Räuber eingeschlichen und in einem alten Kleiderschranke oder unter seinem ärmlichen Lager versteckt habe, und erst nachdem die Untersuchung zu seiner Zufriedenheit ausgefallen war, begab er sich zur Ruhe.

Am andern Morgen brachte er freudestrahlend seinem Herrn die dreißig Ducaten, und log wacker dazu, daß er sie aus anderer Hand erhalten, denn mit der alten Sibylle durfte er nicht herausrücken. Zwischen der Alten und den Kallenheims war etwas nicht im Reinen, das wußte Jedermann; was aber, konnte Niemand recht behaupten.

„Eßt, Kinder, eßt, obgleich Ihr Euch gewissermaßen selbst verschlingt, heißt das, in effigie!" — Dabei stellte das alte Fräulein Marianne von Rettfeld eine dampfende Schüssel auf den Tisch, an welchem ihres Bruders Kind, Friederike, und der junge Kallenheim saßen; Verliebte, wie man auf den ersten Blick sah, und trotz aller Liebe tüchtig hungrig, wie ein zweiter Blick ergab, denn Beide hieben wacker ein auf das Gebäck in der Schüssel, und erst nachdem ein guter Theil ihres Inhalts verschwunden, sagte Wilhelm lachend: „Aber Frau

Tante, warum sollen wir denn uns selbst essen, wenn wir die trefflichen Krapfen da verzehren?" — „Krapfen?" wiederholte die Tante, „Krapfen? Daß Gott erbarm'! Mehl und Wasser, Lumperei! Und weil man dies Gebäck schon in alten Zeiten „arme Ritter" nannte, so sagte ich, Ihr äßet Euch selber auf, und sag's noch einmal, denn —." Friederike aber fiel der Tante in's Wort und rief: „Es ist auch Schmalz dabei und ein Ei, und Du selbst, Tante, hast so tapfer gerührt, daß die Krapfen auch ohne Eier und Schmalz ganz prächtig sein müssen."

Das alte Fräulein von Rettfeld erwiederte nichts, sondern schlürfte mit den alten ausgetretenen „Stöcklesschuhen," welche jetzt die Stelle von Pantoffeln vertraten, im Zimmer umher und machte sich allerlei zu thun, aber man sah es ihr dennoch an, daß sie ihre Freude an den Kindern hatte, die sich so sehr liebten und ihr mageres Backwerk so trefflich fanden.

Als das letzte Stücklein verschwunden war, gaben sich die Liebenden wieder die Hände und drückten sie sich gegenseitig, wie sie es gethan, ehe sie dieselben zum Speisen nöthig gehabt, und dann sagte Wilhelm: „Der Vater hat geschrieben." — „Darf man's lesen?" fragte Friederike, und als

mittlerweile Wilhelm den Brief aus der Tasche gebracht und ihr denselben gegeben, rief sie aus: „Ei! was schreibt Dein Herr Vater für eine schöne Hand!“ — „Zumalen für einen alten Soldaten,“ fügte die Tante bei; „und was er schreibt, hat Hand und Fuß, das kenn' ich von alten Zeiten her.“ —

„Ja,“ erwiederte Wilhelm, „aber toll ist's, daß er immer schreibt, wie man sprach, als er jung war, obgleich er nicht so spricht.“ — „Das hängt Einem an,“ sagte die Tante; „wenn ich ordentlich schreiben könnte, machte ich's eben so. Aber lese der Herr Vetter uns was vor, wenn's angeht, denn Alles, was ein Vater seinem Sohne schreibt, paßt nicht für alle Ohren.“ — Wilhelm begann:

„Lieber, guter Wilhelm!

„Hier sende ich Dir Geld, aber halt's zu Rath, denn — (nun, das gehört nicht hierher) — der alte Neubert — (wieder nicht; aber das:) dann schärfe ich Dir, mein liebster, einziger Sohn, nochmalen ein, was ich Dir schon oft gesagt: Zum Ersten: lern' was! und zum Andern wiederum: lern' was! Denn was Du von den Collegiis nach Hause getragen, läßt noch Platz für viele andere Dinge. Aber das weißt Du jetzt schon so gut als ich, daß nur der ein ächtes wahres Mannsbild

ist, der was weiß und kann, ganz abgesehen davon, daß man's braucht an allen Ecken und Orten.

„Denn da bläst vom Rhein her ein schlimmer Wind, und es will mir schier vorkommen, daß, so wie sie dort drüben auf einmal mit dem Adel ein Ende gemacht, es auch mit uns nicht viel besser werden wird, nur daß sie hier zu Lande um was langsamer zu Werke gehen, so etwa, wie wenn man einem Hündlein die Ohren nicht auf einmal abstutzt, sondern eben alle Tage ein Stücklein abzwickt, damit's auf einmal nicht zu wehe thut.

„Merke wohl: wenn sie so im Zwicken und Stutzen sind, liebäugle nicht mit dem, der Dich kürzt. Es hilft doch nichts, und sie lachen Dich dann heimlich aus, und sehen Dich wohl für einen Narren an, oder für einen Schurken, und hätten wohl recht; denn kein braver Kerl läßt von den Seinigen, wenn's anfängt krumm zu gehen. — Katzbuckle auch nicht zu viel mit hohen Herren und Fürsten, und da wär' viel zu sagen; aber ich lass' das lieber weg, weilen eben gerad' wir, die Kallenheim, bei hochfürstlicher Kanzlei nicht zum Besten notiret.

„Dann noch Eins: Du wirst da in der Stadt vielerlei reiche Edelleute und Herren treffen. Da denke immer, daß ächt adeliges Wesen nicht in

Batzen besteht. Ist wohl gut, wenn man hat, und schlimm, wenn nicht (was ich leider nur zu gut weiß), aber der Thaler macht nicht den Edelmann, und ein braver Cavalier hockt nicht auf seinen Geldkisten, wie der Drach' im Mährlein, wenn er auch gleich das liebe Geld nicht 'nauswerfen soll als ein Narr und Verschwender. Da ist der güldene Mittelweg der beste, wenn ich gleichwohl weiß, daß er nicht immer leicht zu treffen." —

„Dann schreibt er andere Dinge," fügte Wilhelm bei, indem er den Brief einsteckte. — „Folge der Herr Vetter nur recht schön diesen guten Lehren," sagte die Tante, „dann wird Alles recht gut gehen, wenn Er es gleichwohl mit dem Katzbuckeln nicht so genau nehmen darf, so Er eine Anstellung will, denn ohne Scharwenzeln geht's einmal da droben nicht ab."

Nach einer Weile und nachdem noch allerlei geplaudert worden, schickte sich Wilhelm zum Gehen an, und da man die alte Dienerin bereits zu Bette geschickt, leuchtete die Tante ihm selbst die Treppe hinab. Es sei ihr gut, noch ein bischen frische Luft zu schöpfen, und das Kind, die Friederike, könne sich leicht erkälten. Wilhelm hatte schon öfter gemeint, daß jungen Leuten der Zug doch eigentlich weniger schade, als älteren,

aber das Fräulein von Rettfeld blieb bei ihrer Behauptung, und am Ende wußten alle Beide warum.

Als am andern Abend Wilhelm die beiden Frauen in ihrer kleinen Wohnung in der Plattnersgasse wieder besuchte, schien aber, wie das so bisweilen der Fall, die Tante schlimmer Laune zu sein. Sie schlürfte und klappte bedenklich mit den Pantoffeln, und indem sie alsdann in der Küche, von der aber ein Fenster in's Wohnzimmer ging, ein ähnliches frugales Mahl wie des Tags vorher bereitete, ward jeden Augenblick ihre rothe Nase an dem erwähnten Fenster sichtbar, während sie dann wieder der Magd schlimme Reden gab, polterte und schalt, und Alles überhaupt mit viel mehr Geräusch vollbrachte, als eigentlich nothwendig war.

Die Beiden in der Stube wußten nicht, weshalb die Tante Marianne heute so ganz besonders widerhaarig, verzehrten indessen nichtsdestoweniger den Pfannkuchen und die dürren Zwetschken mit gutem Appetit, während die Alte, knurrend, nur ein Weniges genoß. Keines fragte aber, was ihr denn eigentlich über die Leber gelaufen. Das erfuhren sie schon von selbst. Sie wußten das.

Und wirklich kam es auch so, denn nach eini-

ger Zeit sagte das alte Fräulein: „Muß mich, die ich so selten auf die Straße gehe, gerade heute der Teufel (Gott verzeih' mir die Sünde) hinausführen, damit ich der alten Hexe begegne, die Unheil angestiftet hat all' ihr Leben lang, und noch heute anstiftet!" — „Was für eine alte Hexe?" fragte Wilhelm verwundert. — Aber die Tante machte ihm eine gezierte Verbeugung und sagte: „Freilich, der Herr Vetter glauben nicht an Hexen! Natürlich! Heutzutage ist man zu gescheidt, um an solchen altfränkischen Kram zu glauben, besonders wenn man sein braunes Haar so ungepudert trägt wie der Herr Vetter, wenn man den Voltaire gelesen hat und das Zeug von den anderen Halunken, wie der Herr Vetter —." — „Aber Tante," fiel Friederike ein, „der Wilhelm hat ja gar nicht gesagt, daß er nicht an Hexen glaubt!"

„Braucht's auch gar nicht zu sagen, ich sehe es ihm an," versetzte die Alte. „Damit Ihr's aber nur wißt — die Sibylle ist hier, die Brandwedelin, das alte Laster, und ist mir heute Morgen durch die halbe Stadt nachgelaufen. — Weil's heute früh so schön warm und lau war, will ich ein wenig in der Stadt spazieren gehen, denn den Winter über hockt man ja doch ohnedies immer

in der Stube. Wie ich oben die Neubaugasse hinaufgehe, sehe ich vor mir ein sonderbares Weibsstück, geputzt wie ein Pfau, und doch wieder eine Vogelscheuche, halb wie's Mode war zu unserer Zeit, halb wie jetzt, mit Reifrock und Enveloppe und einer Flügelhauben, daß Gott erbarm'. — Du mußt sehen, wer die Närrin ist, dachte ich, denn sie stolzirte so recht aufgeblasen vor mir her, und so ging ich ihr nach, die Neubaugasse hinauf, dann links durch die Promenade auf den Hofplatz zu, über den hinüber, beim rothen Bau vorbei und den Graben hinunter. Aber ich konnte sie nicht einholen, und sie war immer zehn oder fünfzehn Schritte vorauf.

Erst beim Damenstifte merkte ich, daß das Weibsbild lief wie eine wirklich veritable Närrin. Ich krieg' Dich doch, dachte ich und spannte auch an; so ging's wiederum links, beim Kleebaum vorüber, durch die Eichhörnleinsgasse und auf den Kürschnershof. Dort müssen wir wohl Beide schon im hellen Galopp gewesen sein, denn ein paar Herren blieben stehen, und ich glaube, sie lachten, die Maulaffen; aber sie immer voraus und ich hinterher, durch die Schwibbogen quer über die Domgassen und in die Plattnersgassen. Aber schon auf der Domgassen gab sie's wohlfeiler, und

ich kam ihr hart auf die Fersen, und in der halben Plattnersgassen, gerade da unten, wo wir wohnen, und vor unserer Hausthür, blieb sie plötzlich stehen, so daß ich in der Eile schier auf und an sie gerannt wäre.

Sie aber dreht sich um, macht eine tiefe Reverenz und sagt ganz höhnisch: „Ich habe die Ehre, einen recht pläsirlichen guten Morgen zu wünschen, hoch- und wohlgeboren Fräulein Marianne von Rettfeld.“ Dann wendet sie sich wieder, und fort war der alte garstige Grasaff', aber ich konnte kein Wort sagen, da ich ganz außer Athem war und ordentlich nach Luft schnappte, und auch zudem etwas verblüfft gewesen bin. — Das war die alte Sibylle, ich brauche Euch das kaum zu sagen.“

„Aber Tante,“ meinte Friederike lachend, „da bist Du ja der Sibylle nachgelaufen, und sie nicht Dir!“ — „Schweig', Du Naseweis,“ erwiederte die Tante, „das verstehst Du nicht, und übrigens ist das auch ganz egal, aber sie hat offenbar gewußt, wer hinter ihr her war, und hat mich mit Fleiß gefoppt und zum Gespötte der Leute gemacht; das ist nicht egal, und ich ärgere mich krank, wenn ich an die Herren denke auf dem Kürschnerhofe.“ — „Die haben die Frau Tante

wohl gar nicht gekannt," schaltete Wilhelm ein, „und da hat's weniger auf sich."

Das alte Fräulein war sichtlich erfreut über diesen Trostgrund. „Geb's Gott," sagte sie, „und der Vetter hat da einen vernünftigen Gedanken. Aber die alte Brandwedel kann kein ordentlicher Mensch leiden in ganz Kallenheim, wenn gleich Niemand eigentlich weiß warum. Ich weiß vielleicht mehr als Viele, denn ich war zu der Zeit, als dort die Malheurs anfingen, gar oft mit meinem Herrn Vatern in Kallenheim, und dazumal ein Ding von zehn Jahren, auf das Niemand besonders aufpaßte, während doch so ein Kind mehr Achtung giebt als zwei Erwachsene. Zu jener Zeit war das alte Nest, die Sibylle, ein hübsches Weibsbild von etwa zwanzig Jahren, denn sie ist viel älter als ich, und hatte auch eine gewisse Education, weil ihr Vater ein verloffener Schulmeister war. Aber frech und boshaftig war sie schon dazumal. Ich sage nicht mehr, wegen des Mädchens da, der Friederike; aber das ist nicht Alles, sie hängt auch mit dem Sequester zusammen, die alte Hexe, aber Gott, der's allein weiß, läßt's wohl noch zu Tage kommen."

Marianne hatte heftig gesprochen, aber dennoch, wie es schien, einen großen Theil ihrer üblen

Laune verloren, und als sich das Gespräch wieder auf die Hexen gewendet hatte, sprach sie: „Ich glaube auch Vieles von dem einfältigen Zeuge nicht, was man vordem glaubte, aber etwas ist sicher wahr. Es wird ja doch Niemand so dumm sein und sich selbst als Hexe angeben, wenn's nicht wahr ist, da man doch weiß, daß man nachher tormentirt und verbrannt wird, und doch haben sich Viele selbst vor den Gerichten angegeben." — „Bei Manchen ist das freilich unbegreiflich," sagte Wilhelm, aber bei Vielen ist eben das Tormentiren und die peinliche Frage wohl der Hauptgrund gewesen —." — Friederike fiel ihm in die Rede: „Habt Ihr denn die tolle Geschichte gehört, die neulich hier vorgefallen sein soll? Nein? Nun, so hört, die Käthe brachte sie vom Markte mit heim, und schwört Stein und Bein, daß Alles wahr sei.

„Seine fürstlichen Gnaden, der Jürg Karl, fährt vor vierzehn Tagen oder vier Wochen des Nachts, ich weiß nicht von woher, nach Hause. Wie sie da durch die Promenade fahren, sieht einer von den Läufern, die mit Flambeaux dem Wagen voranlaufen, zwei schwarze Katzen auf dem Geländer vor den Bäumen sitzen, und fährt der einen, so zu seinem Vergnügen, mit dem brennenden Flambeau über den Kopf, daß die Haare sengen.

Da hört er deutlich, wie die andere Katze sagt: „Bärbele, Dein Hauben brennt!“ Es waren nämlich zwei Hexen, welche, wie sie das gern thun sollen, sich in Katzen verwandelt hatten, um ganz ungenirt des Abends ausgehen zu können, und die eine, welche sprach, mußte wohl ganz diese Verwandlung vergessen haben, während sie dem Jürg Karl seine prächtigen Carrossen ansah.“

Die Tante sagte: „Das ist eine ganz abgeschmackte und einfältige Geschichte, und so etwas passirt heutzutage nicht mehr.“ Wilhelm aber lachte unmäßig und meinte: „Wer weiß, ob die Brandwedel nicht in Ihre alte graue Katze gefahren ist und da hinter dem Ofen unser ganzes Gespräch mit angehört hat.“ —

In diesem Augenblick erscholl ein dumpfer, donnernder Knall, und die Fenster erzitterten heftig. — Friederike blickte im ersten Moment erschrocken nach der Stelle, wo die Katze lag, dann aber rief sie: „Es kanonirt!“ — Die Tante aber hob den Zeigefinger in die Höhe und sprach: „Eins! —“ Dann lauschten Alle einige Minuten erwartungsvoll, als es aber draußen fortan still blieb, sagte sie: „Man hat auf dem Schloß ein Stück gelöst, und entweder brennt's draußen auf

einem Dorf, oder das Eis geht, denn wenn's in der Stadt brennt, löst man drei Stück."

Vom Fenster aus konnte man jetzt, in der Richtung gegen den Marienberg, einen schwachen röthlichen Schein entdecken, und die jungen Leute glaubten den Schein einer Feuersbrunst zu sehen, die alte erfahrene Marianne aber erklärte: „Das sind Pechkränze, die man im Mainviertel, auf der Brucken und in der Büttnersgassen angebrannt hat. Das Eis hat gekracht und geht heute Nacht noch, oder morgen früh. Gott geb's, daß Alles gut abgeht."

Wilhelm empfahl sich und lief auf die Mainbrücke, woselbst er bereits eine ziemliche Menge Neugieriger vorfand, welche, so wie er, sich über den Stand der Dinge unterrichten wollten. Aber es war wenig zu sehen. Nur brannten in den dem Flusse zunächst gelegenen Häusern Lichter, und die Pechkränze warfen ein schwaches röthliches Licht auf die kolossalen steinernen Heiligen, welche die Würzburger Brücke bewachen. Unten am Flusse war Alles still, nur hörte man unter den Bogen der Brücke die Stimme von Männern, welche beim Scheine einer Laterne arbeiteten und ohne Zweifel Vorkehrungen des erwarteten Eisganges halber trafen. Den Fluß selbst aber,

oder vielmehr die Eisdecke, welche ihn gefangen hielt, konnte man nicht sehen, denn die Nacht war ungewöhnlich finster und der Himmel mit dichten schweren Wolken bedeckt. Dabei war es plötzlich auffallend warm geworden, ein lauer Regen fiel vom Himmel, und der Westwind fegte stoßweise über die Brücke, vorübersausend, im Feuer der Pechpfannen wühlend, und Funken und schwarzen Rauch vor sich her treibend. In einzelnen Zwischenräumen aber hörte man, weit oben im Flusse, gegen Heidingsfeld hin, einen dumpfen und unheimlichen, langgezogenen und fast klagenden Ton, dann einen ähnlichen, unterhalb der Brücke, gegen Veitshöchheim hin.

„Horch, wie das Eis kracht!" sagten ein paar ehrsame Philister, welche unfern von Wilhelm standen; „aber deshalb geht es doch nicht vor morgen früh, es ist zu stark." Dann gingen sie heimwärts, und auch Wilhelm folgte ihrem Beispiele, obgleich er eigenthümlich aufgeregt war von den ihm neuen und ungewohnten Vorgängen, und allerlei phantastische Bilder in seiner jugendlichen Phantasie aufstiegen. Bei ähnlichen Gelegenheiten ist dies häufig der Fall bei lebhaften jungen Leuten, und selbst alte incurable Sanguiniker laboriren bisweilen an dergleichen, was ge-

setzte und anständige Leute durchaus nicht begreifen können. —

Was die Tante Marianne betrifft und ihre Nichte Friederike, so freute sich die letztere ungemein auf das Vergnügen eines Eisganges, da sie, erst einige Jahre in der guten Stadt Würzburg wohnend, noch niemals dergleichen gesehen und erlebt, wogegen die Tante dies eine sündhafte Freude nannte, und dem jungen Kiekindiewelt vorstellte, wie Wassersnoth als ein viel größeres Unglück anzusehen als Feuersgefahr, und daß Menschen und Vieh bei derlei schon häufig auf das Elendigste umgekommen, gar nicht zu rechnen den Schaden an Baulichkeiten, an Schiff und Geschirr, und anderer aus solcher Ueberschwemmung erwachsender Molesten.

Endlich setzte es Friederike indessen doch durch, daß beide Frauen sich des folgenden Morgens zu der alten Margarethe Wirrschmidt begeben wollten, welche in früherer besserer Zeit bei den Nettfelds gedient, jetzt als eine ehrsame alte Jungfer von den Zinsen einer mäßigen, ihr zugefallenen Erbschaft in Würzburg lebte und eine bescheidene Wohnung in der Büttnersgasse daselbst inne hatte. Da bei nur einigermaßen starken Eisgängen meist das Wasser dorthin dringt, so konnte Friederike

dort vom Fenster aus das so sehnlich gewünschte Vergnügen haben, den Main in den Straßen herumlaufen zu sehen, wie sie sich ausdrückte. Als aber des andern Morgens die beiden Frauen sich auf den Weg machten, schienen die Vorläufer des Flusses sich bereits in der ganzen Stadt zu befinden, denn da es die ganze Nacht hindurch geregnet und gethaut hatte und noch jetzt ein feiner Sprühregen fiel, waren die Straßen mit bodenlosem Schmutze überzogen, und Ströme von Wasser ergossen sich von allen Rinnen und Dächern, vor, neben und nicht selten auch auf die mit Mühe unten im Kothe Hinschreitenden.

Friederike indessen, leichtfüßig voraushüpfend und mit den Fußspitzen stets halbwege feste und möglichst trockene Stellen suchend, schien fast ein Vergnügen zu finden an der beschwerlichen Fahrt, während die Tante ihr brummend und mit Mühe folgte, allerlei murmelnd von thörichtem Beginnen und selbsteigener allzu großer und unzeitiger Nachsicht.

Als man das Haus der Wirrschmidt erreicht hatte, schien es wirklich die höchste Zeit zu sein, denn das Wasser stand bereits an der Thür, und man konnte nur mit Hülfe eines Brettes den Eingang gewinnen. Die alte Margarethe äußerte

ihre Freude über den Besuch ihrer Gäste, obgleich sie im Innern nicht wohl begreifen konnte, warum dieselben gerade zur Zeit eines solchen Trubels und allgemeinen Spectakels ihr die „hohe Gnade" geschenkt; als sie aber nach der Sitte jener Zeit sich anschickte, allerlei Erfrischungen herbeizuholen, so z. B. Provinzpflaumen, Hutzeln, Bretzeln und ein Gläschen Sommeracher, sagte Marianne: „Mache Sie sich keine Ungelegenheit, Jungfer Margarethe, deswegen machen wir Ihr keine Visiten, sondern es ist blos von wegen des Eisganges, den das närrische Kind, die Friederike da, absolument ansehen will."

Und der alte Vater Main schien wirklich gewartet zu haben, bis Friederike ihren Platz am Fenster eingenommen hatte, denn nun stieg plötzlich rasch und fast bedrohlich schnell das Wasser. Trotz der dazwischen liegenden Häuserreihe hörte man deutlich das Krachen des Eises draußen im Flusse, das Rauschen und Knirschen der sich übereinander hinwegschiebenden Schollen und das Toben des Wassers, welches seine Fesseln gesprengt hatte, und jetzt sich, schadlos haltend für den langen Zwang, unaufhaltsam nach allen Richtungen hin sich ergoß.

Fast die ganze Straße war jetzt schon bedeckt

mit den rothgelben und schmutzig aussehenden Wogen des Mains, welcher, besonders vom Schwanenthore aus, mit Heftigkeit in die Stadt strömte, und Friederike war erstaunt, statt der klaren Wellen mit zierlichen weißen Schaumhäuptern, wie sie früher wohl einen strömenden Fluß gemalt gesehen, einen Pfuhl zu erblicken, auf welchem einzelne schmutzige und zerstoßene Eisschollen schwammen, und nebenher Stroh, alte Lappen, Papierschnitzel, Holzstücke und allerlei anderer widerwärtiger Unrath.

Man hatte kein so plötzliches Steigen des Flusses erwartet, und so kam's, daß selbst die vom Wasser am meisten Bedrohten nur saumselig ihre Wohnungen geräumt und das Ihrige in Sicherheit gebracht hatten, weshalb zu den erwähnten werthlosen Dingen jetzt auch allerlei Hausrath sich gesellte; und da, wie der Name der Straße besagt, viele Böttcher (Büttner) dort ihre Wohnungen hatten, so trieben stets häufiger Faßdauben, Reife und Werkhölzer vorüber, und allerorten war man bemüht, derlei aufzufischen oder aus den bedrohten Häusern zu retten.

„Hilf, Himmel," sagte die alte Margarethe, „da unten geht's schlimm zu. Das Wasser steht schon fast drei Fuß hoch im Zimmer des armen

Teufel, der da zur ebenen Erde wohnt, die Leute haben erst geheirathet, und verlieren sie ihr bischen Hausrath, so sind sie caput. Ich muß nur ein wenig helfen." — „Und ich auch!" rief Friederike, und ehe die Tante sich billigend oder abwehrend äußern konnte, war sie zur Thür hinaus und stand auf der Treppe, welche bereits zum Theil unter Wasser stand, so daß man sich nur mit Hülfe eines rasch improvisirten Gerüstes in der schmalen Tenne des Hauses, und eben so in der Stube der Bedrohten selbst bewegen konnte. In der letzteren trug das Fenstergesims einen Theil der das Gerüst bildenden Bretter, und da das Zimmer ziemlich niedrig war, so konnte man nur in gebückter Stellung diese beschreiten.

Friederike war bereits in voller Arbeit. Sie rettete, was zu retten war, und reichte der außenstehenden Margarethe die noch nicht vom Wasser berührten werthvolleren Gegenstände zu, während die Besitzerin derselben jammerte, daß ihr Mann nicht zu Hause und auswärts auf Arbeit sei, und sich dann wieder bemühte, Sachen aufzufischen, welche entweder bereits vollständig verdorben, oder an und für sich werthlos waren.

Friederike hatte sich aufgeschürzt und lief mit der Behendigkeit eines Eichhörnchens auf den

schwankenden Brettern, und als die Tante nachgekommen war und in die Stube geblickt hatte, schlug sie die Hände zusammen und rief: „Willst Du gleich heraus aus dem abscheulichen Loche, Du ungerathenes Kind!“ Aber während sie sich halb ärgerte, daß ein adeliges Fräulein hier den Hauspudel machte und so ganz ohne Weiteres arbeitete vor allen Leuten wie eine gemeine Magd, freute sie sich innerlich auf der andern Seite über die Rührigkeit und das entschlossene Wesen ihres Lieblings, so wie über dessen gutes Herz. — Dann half sie der Margarethe die geretteten Sachen in Sicherheit bringen, von Zeit zu Zeit Friederiken zurufend: „Falle nur nicht in's Wasser!“ oder: „So gieb doch Obacht, Du wirst gleich drinnen liegen!“ Zu ihrer alten Gehülfin sagte sie: „Ich ginge gern jetzt auch hinein in die verwünschte Spelunke, schon des Kindes wegen, aber das Kreuz bräche mir ab in einer einzigen Minute, wenn ich so zusammengekrümmt da drinnen stehen sollte.“

Mittlerweile stieg die Fluth noch immer, und bereits schlug häufig das Wasser klatschend an die Bretter des Gerüstes. Aber es war aus dem Zimmer auch fast alles zu Rettende in Sicherheit.

„Ich will jetzt noch die Fenster ausheben,“ rief jetzt Friederike, „denn von den unteren Schei-

ben hat das antreibende Holz schon einige zerschlagen." — Dabei trat sie an's Fenster und warf zugleich einen Blick auf die Zerstörung und das Unwesen da draußen, dem sie bisher gar keine Aufmerksamkeit mehr geschenkt hatte. — Aber was war das? Sie blickte erschrocken durch den schmalen, geöffneten, oberen Fensterflügel, sich mit den Händen am Kreuzstocke festhaltend. Ein sonderbares Ding trieb daher, unter Brettern und anderen Gegenständen, auf der trüben, schlammigen Fluth, ein sonderbares, buntes Ding. Es kam näher. —

„Ein Mensch! Ein Verunglückter! Heiliger Gott!" rief das Mädchen und rang die Hände. Es war eine Frau, die, wie es schien, mit ihren letzten Kräften mit den Fluthen rang, denn bald sah man einen Arm, bald einen Fuß, dann verschwand auf einen Augenblick wohl auch Alles. Und kein Boot in der Nähe, obgleich vorher bereits einzelne Fischer auf ihren „Schelchen" vorübergefahren waren.

Friederike war rasch entschlossen. Sie schob eines der beiden Bretter, auf welchen sie stand, zur Hälfte zum Fenster hinaus, so daß es zum Theil von der Wasserfläche getragen wurde, welche fast gleiche Höhe mit der Brüstung des Fensters

hatte. Dann kniete sie nieder auf dieser, und indem sie mit dem linken Arme den Kreuzstock des Fensters umschlang, suchte sie mit dem rechten das Brett zu lenken und die im Wasser Treibende aufzufangen. Diese war zum Glück eben mit Kopf und beiden Armen über Wasser, als sie in den Bereich des Brettes kam, und erfaßte dasselbe instinctartig, indem sie zugleich fruchtlose Versuche machte, auf dasselbe zu klettern. Aber die Last war hierdurch zu schwer geworden, und Friederike begriff nach zwei Augenblicken, daß es ihr unmöglich sein würde, das Brett länger zu halten. Dann trieb dasselbe mit der sich Anklammernden weiter, und sehr wahrscheinlich war diese verloren, denn sie blickte bereits stier und ohne Besinnung um sich, und keine Hülfe war in der Nähe.

In diesem Augenblicke war es dem jungen Mädchen, als dränge eine flüssige Gluth zu ihrem Herzen. Es war nicht der Schrecken oder die Unentschlossenheit, welche dieses Gefühl hervorriefen, es war die Folge ihres rasch wie der Moment selbst gefaßten Entschlusses, die Verunglückte zu retten, mit Gefahr ihres eigenen Lebens. Solche tolle Gedanken haben bisweilen junge Leute! Und dennoch! Wer mit zwanzig Jahren Anstand nimmt, mit Gefahr des eigenen das Leben eines Mit-

menschen zu retten, ist sehr wahrscheinlich mit fünfzig Jahren ein großer Spitzbube, was dessenungeachtet nicht ausschließt, daß derselbe ein sehr vermögender und sehr geachteter Staatsbürger sein kann. Dies zur Beruhigung der Betreffenden; auch machen wir, vorsichtiger Weise, auf das „wahrscheinlich" aufmerksam. —

Was Friederike betrifft, so sah sie, wie bereits erwähnt, daß sie nicht im Stande sei, vom Fenster aus das Brett länger halten zu können; sie faßte den Entschluß, welchen wir ebenfalls bereits angeführt, und gleichzeitig schlüpfte sie gewandt durch das geöffnete Fenster, sprang in's Wasser, und indem sie sich stets mit der einen Hand am Kreuzstocke festhielt, streckte sie die andere nach der mit den Wellen Kämpfenden aus. Diese ließ sogleich das Brett los und erfaßte die rettende Hand. „Halt' fest, halt' fest, Frau!" rief jetzt Friederike, indem sie mit aller ihr zu Gebote stehenden Kraft jetzt sich selbst und ihren Schützling an's Fenster zu ziehen suchte.

Einige Augenblicke schien das kaum gelingen zu wollen, und die Hand, welche den Kreuzstock hielt, begann sie furchtbar zu schmerzen. Da erscholl vom Nachbarhause der Ruf: „Helft, helft! Zwei Menschen im Wasser!" Das gab ihr Muth

und Kraft. Sie wurde gesehen und konnte nöthigenfalls auf Hülfe rechnen. Wer hat nicht schon selbst Aehnliches erlebt! Ein kräftiger Ruck, und sie war am Fenster, und die Frau, welche jetzt wohl auch durch die erhaltene Hülfe einen Theil ihrer Besinnung wiedererhalten hatte, hielt sich sogleich mit der einen Hand an der Brüstung fest, während Friederike, so gut es gehen wollte, mit der einen Hand sich emporschwang und — jetzt hatte es wenig auf sich — innen im Zimmer wieder in's Wasser sprang und die nunmehr Gerettete nach sich zog.

Alles dies war geschehen im Zeitraume von kaum einer halben Minute, während welcher die Tante und Margarethe, die Beide Friederike mit dem Ausheben der Fenster beschäftigt glaubten, auf dem obern, nicht vom Wasser bespülten Theil der Treppe saßen und von der ungewohnten Anstrengung ausruhten.

Als der Hülferuf vom Nachbarhause zu ihren Ohren drang, stand die Tante langsam auf und blickte mechanisch in die Stube. Aber wer beschreibt ihren Schreck, als sie ihren Liebling fast bis an die Brust im Wasser watend erblickte, und an ihrer Hand ein triefendes und übel zerzaustes,

häßliches, in ihren Augen doppelt häßliches Weib, die alte Sibylle Brandwedel.

Sie rang die Hände und wäre fast zu den Beiden in's Wasser gestürzt. Aber sie hielt sich doch noch an der Thür des Zimmers und rief verzweiflungsvoll: „Heilige, barmherzige Mutter Gottes! Ach, das Unglück, das Unglück!" Und sich zu Sibyllen wendend, fuhr sie fort: „Laß mein Kind los, Du Wetterhexe, was hat Dir das junge Blut gethan?" — Margarethe aber, die den Zusammenhang wohl eher begreifen mochte, kniete nieder auf dem Gerüste und rief, indem sie die Hand hinüberreichte: „Nur hierher, Fräulein, nur hierher, und nehmen Sie meine Hand." —

Friederike aber schritt muthig durch das Wasser, stets Sibylle, denn sie war es wirklich, an der Hand führend, und nach einigen Augenblicken standen Beide auf der trockenen Treppe. „Jetzt hinauf," rief Margarethe, „schnell hinauf, und die Kleider vom Leibe!"

Man befolgte ihren Rath, als aber die Vier das Zimmer betreten hatten, sank das junge Mädchen in einen Stuhl, bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht und vergoß heiße, glühende Zähren. Es waren Thränen der Freude und des Glücks. Sie hatte ein Menschenleben gerettet. —

Der Kleidervorrath von Margarethe mußte nun aushelfen, und während diese Sibyllen beim Auskleiden behülflich war, leistete die Tante ihrer Friederike dieselben Dienste, scheltend und schmeichelnd, und sie dabei hätschelnd wie ein kleines Kind. Dabei erfuhr sie auch den ganzen Hergang der Sache. „Hätt'st was Besseres thun können," sagte sie halblaut, „warum gerade diese?" Aber sie war doch stolz auf das edle, muthige Kind, das sie groß gezogen hatte als eine elternlose Waise, und diese sagte lachend: „Ja, wen hätte ich denn herausziehen sollen, Tante? Es lag ja niemand Anders im Wasser!"

Sibylle mochte wohl zum Theil diese Unterhaltung gehört haben, aber obgleich sie ihre volle Besinnung wiedererhalten hatte, sprach sie doch kein Wort. Als indeß ihre Umkleidung beendet war, ging sie langsam auf Friederiken, welche sich in der Tracht eines Dienstmädchens aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ganz reizend ausnahm, zu, warf sich plötzlich leidenschaftlich vor ihr auf die Kniee, und sagte, indem sie die Hand der Widerstrebenden mit Küssen bedeckte: „So wahr ich, mit Ausnahme eines Einzigen, nie vor einem sterblichen Menschen gekniet habe, so wahr soll Deine edle That vergolten wer-

den, Mädchen, wer Du auch seist!" Die Tante versetzte hochziehend: „Sie wird was Rechtes vergelten können! Dieses Mädchen," sie betonte das Wort, „dieses Mädchen ist meine Nichte, das Fräulein Friederike von Nettfeld!" — Sibylle hatte sich erhoben, und drehte den Kopf nach der Tante, während sie Friederike aber stets an der Hand hielt. „Ei der Tausend!" sprach sie lakonisch.

In diesem Augenblicke wurde die Thür stürmisch aufgerissen, und Wilhelm stürzte herein. Einen Augenblick stutzte er, da er Friederike in veränderter Tracht nicht sogleich erkannte, im andern aber flog er auf sie zu, schloß sie in seine Arme und küßte sie leidenschaftlich, ohne die mindeste Rücksicht auf die Tante zu nehmen, welche offenbar ganz verblüfft war, und nichts hervorbringen konnte, als: „Mais mon cher!"

Aber Wilhelm erzählte nun, wie er des Morgens gegangen sei, um mit ihnen vielleicht den Eisgang irgendwo mit anzusehen, wie er von der Käthe erfahren, daß beide Frauen bereits ausgegangen, und wohin. Er habe beschlossen, ihnen nachzukommen, wie er aber einen Nachen gedungen, so habe man ihm erzählt, daß ein Fräulein in's Wasser gefallen und ohne Zweifel ertrunken

sei. Man habe ihm das Haus bezeichnet, und er habe das Schlimmste befürchtet, und jetzt! — — Er schloß abermals Friederike in seine Arme.

Sibylle hatte aufmerksam und mit funkelnden Augen Alles mit angesehen und gehört, und keinen Blick von den beiden jungen Leuten verwendet. Allmälig war alles Blut aus ihren Wangen gewichen, und ihre Lippen bewegten sich lautlos, als spräche sie mit sich selbst. Plötzlich aber stand sie auf, schritt auf die Beiden zu, und sagte mit langsamer, aber vernehmlicher Stimme, halb, wie es schien, mit sich selbst sprechend, halb zu diesen gewendet: „Dies ist der junge Kallenheim, und dies ist ein junges Fräulein, das er liebt, und welches so arm ist wie er. Aber dieses junge Fräulein hat sein Leben gewagt, um das einer alten Frau zu retten, die es nicht einmal kannte!"

Ihre Stimme zitterte, als sie diese letzten Worte sprach, und sie hielt einige Augenblicke inne, dann aber sagte sie laut und fest: „Jetzt kann ich vergelten und ich will vergelten, breche ich gleich einen furchtbaren Eid, den ich geschworen. Ich will beichten!" Sie hatte sich wieder gesetzt und ließ die Hände sinken, als sei sie einer Ohnmacht nahe. Aber die Tante rief erschrocken: „Holt den Pfarrer! Sie stirbt!" — „Ich sterbe

nicht, wenigstens jetzt nicht," versetzte ruhig Sibylle, „und ich brauche auch keinen Geistlichen, denn ich will dem alten Neubert beichten." — „Sie redet irre!" rief die Tante wieder.

„Nein," sagte Sibylle so ruhig wie vorher, „ich rede auch nicht irre. Aber ich kann weder mit dem Sohne, noch mit dem Enkel von ihm sprechen, wohl aber mit der alten treuen Seele, dem Neubert, und das Fräulein Marianne darf auch zuhören. Ich habe viel Unheil gestiftet, hat man mich gleichwohl auch arg mißhandelt, aber ich will gut machen des Kindes halber, das mich gerettet hat. Es war doch wohl Gottes Fügung," setzte sie nach einer Pause hinzu, „daß mich heute Morgen mein Eigensinn über das schwankende Brett gehen ließ und ich in's Wasser stürzte." — Hinfort gab sie keine Antwort mehr, sondern erwiederte nur auf alle Fragen und Bedenken: „Den alten Neubert!"

„Nun," meinte endlich Friederike, „so laßt doch den Neubert kommen, wer weiß, was da Gutes herauskommt! Und Du, Wilhelm, schreibe und sende einen Boten hinaus." — Es geschah nach ihrem Willen.

Freilich lief es dem alten Neubert eiskalt über den Rücken, als er erfuhr, daß er zur Residenz kommen solle, um Bekenntnisse der Brandwedel entgegenzunehmen, aber er ging dennoch, denn wohin wäre er überhaupt nicht gegangen zum Nutzen und Frommen derer von Kallenheim?

So saßen denn einige Tage nach den oben geschilderten Vorgängen Sibylle, der alte Neubert und Marianne in der Wohnstube der letzteren, während Friederike unter Käthens Obhut in einem Hinterstübchen spann. Dem Vater Kallenheim hatte die Tante für diesen Tag das Haus verboten, von wegen jüngst bezeigter allzugroßer Lebhaftigkeit und der Unmöglichkeit, selbige für heute moderiren zu können.

„Ich will's kurz machen,“ begann Sibylle, „denn der Neubert weiß bereits viel, und wohl noch mehr hat das Fräulein Marianne dazumal aufgeschnappt, welche als ein junger Naseweis überall war, wo man sie nicht brauchen konnte. — Ich war ein junges Ding, und zu jener Zeit kaum fünfzehn Jahre alt, als ich in's Schloß nach Kallenheim kam, um in der Küche zu helfen. Mein Vater war Schulmeister in einem sächsischen Landstädtchen, mochte aber wohl den Herren dort zu gescheidt gewesen sein, denn sie jagten ihn fort; er

zog nach Kallenheim, und gut war's, daß er dort bald am Fieber starb, damit er nicht zu verhungern brauchte, was unfehlbar nach einigen Monaten geschehen wäre, denn wir hatten so viel als nichts mehr. Meine Mutter hatte ich in frühester Jugend verloren. Ich habe keine Erinnerung an sie aufbewahren können.

„Anfänglich ging Alles gut. Zwar wurde ich behandelt wie eine Waise, die zur Hälfte das Gnadenbrod ißt, das heißt, ich wurde wacker gehudelt, aber ich war das gewöhnt, denn mein Vater war rauh und jähzornig. Auf einmal aber schien der alte Herr Franz von Kallenheim mich zu bemerken, das heißt, ich schien ihm zu gefallen. Ich habe das wohl gleich zu Anfang gesehen, und weiß noch heute den Tag, die Stunde und den Ort, wo er das erste Mal stehen blieb und mir nachblickte, aber natürlich that ich lange nicht dergleichen und ließ mir nichts merken. Innerlich indessen gefiel mir das, und ich nahm mir vor, dem Herrn nur zum Schein aus dem Wege zu gehen. Mein erster Gedanke war, die anderen Mägde rechtschaffen zu maltraitiren, wenn mir einmal der Herr recht zugethan wäre, später aber kamen freilich andere Gedanken.

„Ich war kaum sechzehn Jahre alt, als mich der

Teufel vollkommen in seinem Garne hatte, das heißt, ich war des Herrn Franz von Kallenheim wirkliche Geliebte. Freilich schmeichelte er mir auch über die Maßen und trug mich auf den Händen, während ich anfänglich nur meine Lust hatte, die anderen Weibsleute im Hause bis auf's Blut zu cujoniren. Nachher aber kam's anders, ich dachte kaum mehr an's Leute plagen, und war einzig und allein in den Herrn verliebt wie toll und thöricht. Dabei bildete ich mir steif und fest ein, daß er mich zu seiner gnädigen Frau machen werde, denn seine erste Frau, die Mutter des Herrn Peter, war schon lange gestorben, und er selbst etliche vierzig Jahre alt.

„Aber der alte Sünder sprach, trotz all' seines verliebten Wesens, immer viel von Reputation und Zucht nach außen, und wollte durchaus nichts offenkundig merken lassen, was ganz einfältig war, indem alle Welt schon längst wußte, wie die Sachen standen. Insbesondere wenn Besuch auf dem Schlosse, sollte ich nur immer ganz im Geheimen zu ihm kommen, und dazumal hätte ich gern oft dem Fräulein Marianne da den Hals umgedreht, da sie allenthalben herumspionirte und mir immer auf den Fersen war.

„Jetzt kam die Geschichte mit dem neuen Schloß,

und von da an war es eigentlich aus mit meinem eingebildeten Glück. Im Anfange gab sich der Herr schon weniger mit mir ab, da er viel zu thun hatte mit dem Bau, und wohl mochte auch bereits der Hochmuthsteufel gänzlich in ihn gefahren sein; als aber das Geld anfing auszugehen, wurde er ganz wild und rabiat. Ich machte ihm Vorwürfe, er hieß mich eine Närrin, und einmal, als er zu viel getrunken hatte, was zu jener Zeit fast alltäglich vorkam, zog er mich an den Haaren und schlug mich mit der Reitpeitsche, obgleich ich ihn kniefällig bat, mich zu schonen. —

„Dann gab's wieder Geld, und es wurde geschlemmt und banquettirt, wie nie vorher, aber mit mir war's fast vorbei. Manchmal that er wohl noch ein bißchen schön mit mir, und da faßte ich wieder frische Hoffnung, aber meist wurde er nach kurzer Zeit schlimmer als je. Das war um die Zeit, als Seine fürstlichen Gnaden nach Kallenheim kamen.

„Ein paar Tage vorher, es war eben keine Gesellschaft da, und ich des Abends allein beim Herrn, machte ich ihm Vorstellungen; er verbot mir das Reden, aber ich sprach desto mehr und mag wohl auch manches unfeine Wort gesprochen haben. Da griff er wieder zu seiner Reitpeitsche, ich aber

zu einem Messer. — Hilf, Himmel, wie ging's da zu! Zwar gab ich ihm einen leichten Stich, den aber, wie ich glaube, nachher Niemand vermerkt hat, aber er nahm mir das Messer, und als ich ihn nun in die Hand biß, warf er mich zu Boden und schlug mich wie einen Hund, trat mich mit Füßen und warf mich die Treppe hinunter. — Was er mir dabei für Reden gegeben, verschweig' ich, obgleich ich kein Wort vergessen habe. Die Hauptsache war, daß, wenn ich das Schloß wieder betreten werde, wolle er mich umbringen.

„Unten an der Treppe aber wurde ich ohnmächtig, und ich weiß nicht, wie lange ich dort gelegen, denn Niemand erschien, da das ganze Bedientenpack sich im andern Flügel ebenfalls betrank, wie oben der Herr. — Endlich kam ich zu mir. Ich war übel zugerichtet, und da ich nicht in das neue Schloß wollte, wo ich ein Stübchen hatte, so ging ich in das alte Schloß, das fast schon eine Ruine war, weil man einen Theil des Baumaterials zum Neubau verwendet hatte. Niemand wohnte dort mehr, und ich ging mechanisch in die Kammer, welche ich vormals inne hatte.

„Das war eine schlimme Nacht, die ich dort zubrachte, an demselben Orte, an welchem ich früher so manchen Glückstraum geträumt. Ich

fluchte, ich raste, ich raufte mein Haar und lästerte Gott, und wäre der Satan, den ich hundertmal anrief, mir erschienen in jener Nacht, so hätte er leichtes Spiel mit mir gehabt. Aber er kam nicht in der Nacht, dagegen stellte er sich des andern Morgens richtig ein, und das zwar in der Person des Herrn Amtmanns.

„Er wußte, was vorgegangen, wenigstens zum Theil, und es kann sein, daß der Herr es ihm selbst gesagt, vielleicht aber auch einer von der Dienerschaft, dem es der Herr erzählt. Es bleibt sich auch gleich, und kümmerte mich jenes Mal gar sehr wenig. — Es war ein großer Spitzbube, der Herr Amtmann, ein sehr großer!

„Er hatte sich bereichert beim alten Herrn Franz, und trug wohl auch die größte Schuld an dem unsinnigen neuen Schloßbau, bei dem er ebenfalls tüchtig seine Pfeife geschnitten. Aber jetzt, da, wie er wohl wußte, nicht viel mehr zu holen war, wollte er fort, und mit des Herrn bester Habe sich ein warmes Nest bauen. Wie gab der süße Worte! Er sei ein Mann der Gerechtigkeit, sagte er, und eben die Gerechtigkeit gehe über Alles! — Dann kam die Geschichte mit der Urkunde. Die Schuld sei nicht bezahlt, er wisse das, und die Urkunde durch Unrecht in den Besitz der Kallen-

heim gekommen, das beschwere sein Gewissen und fräße ihm das Herz ab. Einen Platz im Himmel verdiene der, welcher die Urkunde wieder in die rechten Hände brächte, und irdischer Lohn wäre wohl auch reichlich dabei zu verdienen. Der gnädige Herr käme freilich in ein großes Malheur, aber, wie gesagt, die Gerechtigkeit gehe über Alles.

„Dann fragte er mich, ob ich wisse, wo die Urkunde verwahrt sei, — aber ich merkte wohl, wie er schon Kenntniß hatte, daß das der Fall war, — und versprach mir reichen Lohn, wenn ich sie ihm einhändigen würde. Ich war zwar eine Bettlerin, denn zum Herrn zurück wäre ich unter keiner Bedingung gegangen, doch lag mir damals an dem Lohn wenig, noch weniger an der sogenannten Gerechtigkeit, ja ich glaubte gar nicht an seine Spitzfindigkeiten, aber das „große Malheur" gab den Ausschlag. Ich sagte zu.

„Bereits des andern Tages war das Teufelspapier in meinen Händen. Ich wußte, wo es lag, denn der Herr hatte mir selbst den Schuldbrief, der in seinem Schlafzimmer unter anderen Papieren lag, gezeigt, und zu der Zeit, wo schon das Geld anfing, rar zu werden, gesagt: „wenn das nicht wäre, stände es jetzt schlimm mit mir!" — Als nun des folgenden Tages wieder Gäste

kamen, schlich ich mich zur Mittagszeit, wo Alles bei Tafel war, in's Schloß und führte den Raub aus. — Aber ich trug sie nicht zum Amtmann, sondern ich brachte sie in's alte Schloß und versteckte sie gut, so daß sie Niemand fand und bis auf den heutigen Tag gefunden hat." — —

„Sie ist noch da, die Urkunde?" riefen Marianne und Neubert wie aus einem Munde. — Aber Sibylle hob den Finger in die Höhe. „Still!" sagte sie. Dann fuhr sie fort.

„Warum ich dem Amtmann das Pergament nicht sogleich überbracht, war mir, glaube ich, jenes Mal selbst nicht recht klar. Jedenfalls war's gut. Aber ich glaube, daß ich wohl eine dunkle Hoffnung hatte, daß der Herr wieder freundlich gegen mich werden würde. Kurz, ich behielt sie, aber ich ging, als es dunkel geworden, zum Amtmann und sagte ihm, daß ich sie geholt und verbrannt habe. Hilf, Himmel, wie tobte der alte Schurke da, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er über mich hergefallen, wie der Kallenheim des Tages vorher! Aber ich wies ihm die Zähne und blieb jetzt erst recht bei meiner Aussage. — Endlich lenkte er ein, und ich mußte ihm einen furchtbaren Eid schwören, daß, im Fall ich die Urkunde nicht verbrannt habe und sie noch in

meinem Besitz sei, ich nie und nimmer einem Menschen davon eine Mittheilung machen, und noch weniger sie jemals dem Kallenheim oder seinem Erben aushändigen solle. — Den ersten Theil des Eides habe ich bereits gebrochen, den zweiten werde ich brechen."

Die Zuhörer machten abermals eine Bewegung, aber Sibylle fuhr noch einmal fort: „Der Amtmann ging des folgenden Tages nach Würzburg. Was dort vorging, weiß ich nicht, aber ich kann mir's denken. Offen sagte er ohne Zweifel Niemandem, daß die Urkunde gestohlen worden sei, und Seine fürstlichen Gnaden waren wohl überzeugt, daß die Kallenheim das Geld noch schuldig seien, und deshalb mochten Sie wohl sich doppelt ärgern über das neue Schloß und all' den Hochmuth. Den Herren auf der Kanzlei aber war das wohl eine gemähte Wiese, daß sie dem stolzen Edelmann eins anhängen konnten, und sie nahmen es nicht so genau mit Recht oder Unrecht.

„Auf jeden Fall bekam ich schlechte Creatur, ich sehe das jetzt wohl ein, ein schönes Sündengeld. Um einen Theil kaufte ich mein Häuschen, das Uebrige steht hier in der Stadt, und alle Jahre um diese Zeit hole ich die Zinsen. — Wir alten

Leute wissen noch alle, wie rasch in Kallenheim Alles aus Fuge und Leim ging, und die meisten glauben wohl, daß mir noch vorher der Herr ein Stück Geld gegeben, so daß ich reputirlich leben könne. Nur der Amtmann wußte genau, wie das Alles zusammenhing, aber der kam in fürstliche Dienste, und das Gewissen hat ihm wohl wenig geschlagen, denn er sah immer ganz glatt und freundlich aus, wurde alt, und starb endlich als ein reicher Mann.

„Ich arme Sünderin habe aber manche böse Stunden gehabt. Freilich, als der alte Herr noch lebte und ich ihn kümmern und darben sah da unten in seinem großen Schlosse, das, kaum gebaut, schon wieder zu verfallen anfing, da hatte ich so recht meine rachgierige Freude, und sah oft höhnisch auf ihn, der mir mein Leben gestohlen hatte, wenn er gebückt und kummervoll an meinem Häuschen vorüber und auf das alte Schloß schlich, wo er oft halbe Nächte zubrachte in den öden, mit Unkraut und Brennnesseln bewachsenen Räumen. Das machte mir erst rechte boshafte Freude, daß er seinem verlorenen Schatze so nahe war und ihn dennoch nicht finden konnte, schon deshalb, weil er nicht wußte, daß er dort war. Als aber der Alte im Elend gestorben, und der

jetzige Herr daran kam und der Erbe wurde von Jammer und Noth, da dauerte mich oft das junge Blut, das mir nie was zu leide gethan, und ich mußte mich oft recht künstlich in die Bosheit hineinarbeiten, um nicht flennen zu müssen und Alles zu gestehen. Aber halb schämte ich mich, halb fürchtete ich den Eid. Das ist jetzt auch vorüber." —

Sibylle schwieg jetzt und blickte einige Augenblicke vor sich nieder. Dann stand sie rasch auf und sagte entschlossen: „Morgen geht Er, Neubert, mit mir nach Kallenheim, und dort, im alten Schlosse, gebe ich Ihm das vermaledeite Pergament, und damit basta. Gott wird gnädig mit mir verfahren." — „Amen!" sprach Marianne, „das wird geschehen. Die Brandwedel hat groß gesündigt, aber Gott wird gnädig sein." — Der alte Neubert blieb stumm. Er hatte die Hände gefaltet und war offenbar tief erschüttert. Wir brauchen dem freundlichen Leser nicht zu schildern, was in seinem alten treuen Herzen vorging. —

Als des andern Morgens Sibylle und Neubert in einer alten schwerfälligen Kutsche ihre Wanderschaft angetreten hatten, schien die Brandwedel ganz ihre alte Laune wieder angenommen zu haben. Sie quälte den alten Soldaten nach

besten Kräften, gab sich in einer Dorfschenke, wo man Halt machte, für seine Frau aus, und brachte ihn durch allerlei leichtfertige Reden in arge Verlegenheit. Endlich aber ward sie schweigsamer, und als man spät am Abend das Dorf Kallenheim erreicht hatte, war sie bereits einige Stunden stumm und düster vor sich hinbrütend neben Neubert im Wagen gesessen. Eben so schweigend stieg sie aus und schritt, indem sie Neubert voranging, ihrem Hause zu. Dort belud sie ihren Gefährten mit Hacke und Schaufel, während sie selbst eine Laterne zur Hand nahm, und dann schlugen Beide den Weg nach dem Schlosse ein.

Trotz des vorher eingetretenen Thauwetters wehte dennoch ein scharfer Ostwind über die bereits von Schnee befreiten Felder, und ein kalter Regen, mit einzelnen Schneeflocken gemischt, schlug unseren Wanderern entgegen, aber Sibylle schritt, wie gedrängt von einer fieberhaften Hast, so rasch voran und bergauf, daß ihr Neubert kaum zu folgen im Stande war. Am Schloßthor hielt sie still und brannte das Licht in ihrer Laterne an. „Es ist wegen Ihm," sagte sie zu Neubert, „ich finde den Weg, denn nachdem Er nicht mehr hierher kam, kam ich desto öfter."

Sie ging jetzt wieder voran, nun aber ruhig,

langsam wenigstens, und allenthalben um sich blickend. Konnte man ihr das verargen? Dort war ihre Welt. Dort hatte sie den ersten und einzigen Traum ihrer Jugend geträumt, einen glücklichen, rosigen Traum von Liebe und Seligkeit! Er war zerstört worden und lag in Trümmern, dieser Jugendtraum, und hatte giftige, tödtliche Früchte getragen. Aber auch die Burg lag in Trümmern, der Schauplatz ihres trügerischen Glückes, und zwischen ihren zerfallenen Mauern schossen giftige Schwämme hervor und wucherten Nesseln. — Sie liebte vielleicht den Ort eben deshalb doppelt, weil er ein Bild ihres traurigen Geschickes war. —

Die beiden nächtlichen Wanderer waren in eine große Halle gekommen, zu welcher vom Hofe aus einige Staffeln aufwärts führten. Die Fenster und Läden waren längst aus derselben verschwunden, und auch von dem dunklen Täfelwerke waren nur wenige Reste geblieben. Sibylle zeigte auf eine Stelle der Wand. „Da hatte ich's anfänglich versteckt," sagte sie; „als aber die Bauern anfingen, das Holzwerk zu stehlen, brachte ich's an einen andern Ort."

Dann kam man durch einige kleine Räume, und endlich in einen schmalen und ziemlich langen

Gang, dessen eine Seite von der äußeren Schloßmauer gebildet wurde, und welcher ohne Zweifel in früherer Zeit einen Theil der Vertheidigungswerke gebildet hatte, wie die engen und schmalen, als Schießscharten benutzten Fenster zeigten. Das Ende des Ganges führte in die ehemalige Küche, und etwa zehn Schritte vor dieser blieb Sibylle stehen und sagte mit dumpfer, tonloser Stimme: „Hier an dieser Stelle hat mich Gott verlassen und mich gänzlich in die Hände des Teufels gegeben, denn hier auf diesem Steine blieb er stehen und blickte mir das erste Mal nach."

„Rede Sie nicht so gottlos," erwiederte Neubert, Sibylle aber gab keine Antwort, sondern ging rasch auf die gänzlich verfallene Küche zu, durchschritt dieselbe und stieg, nachdem sie vorher noch durch einige kleine Gewölbe gegangen war, eine noch ziemlich gut erhaltene Treppe hinab in den Keller. Dann wendete sie sich in eine Nebenabtheilung desselben, und machte endlich an einer Stelle Halt, wo ein Theil des Gewölbes eingestürzt war und einen Schutthaufen gebildet hatte. „Räume Er den Schutt weg!" sprach sie.

Neubert gehorchte. Nach einiger Zeit wurde eine kleine eiserne Platte im Boden sichtbar. Der Alte fragte: „Soll ich die Platte aufheben?"

Aber Sibylle erwiederte: „Was geht mich die Platte an! Mache Er, was Er will." — Der Alte stutzte einen Augenblick, dann hob er die Platte auf. Ein kleines eisernes Kistchen, eine Nachahmung der größeren Geldkisten, wie solche früher im Gebrauche, stand dort in einer Vertiefung. Der Schlüssel steckte im Schlosse, und Neubert öffnete mit zitternder Hand. Ein Pergament lag darinnen.

„Es ist die Urkunde!" rief Neubert; „ich weiß es, ich weiß es gewiß! Ich erinnere mich, sie beim Herrn gesehen zu haben, Sibylle!" — Aber diese fragte: „Hat Er was gefunden? Ei, mache Er damit, was Er will!" Dann lächelte sie trübe und setzte hinzu: „Ich habe den Teufel doch eigentlich um meine Seele betrogen, denn ich habe das Pergament keinem Kallenheim gegeben, und selbst nicht einmal Ihm, Neubert! Er hat's ja gefunden! Eine erbärmliche Ausflucht!" fügte sie wieder hinzu. —

Beide schlugen denselben Weg, den sie gekommen waren, wieder ein, und unter dem Thore der Ruine sagte Sibylle: „Jetzt gehe Er, wohin Er will, und nehme Er die Laterne mit, damit Er nicht auf die Nase fällt. Ich bleibe noch hier." Sie lachte bei diesen Worten, als aber Neubert

sich eine kurze Strecke vom Schlosse entfernt hatte, hörte er ein lautes Wehklagen und Jammern, und diese Töne kamen aus den Zimmern, die der alte Herr Franz früher bewohnt hatte.

Um den alten Diener aber drehten sich, als er abwärts ging, die Bäume und die fernen Berge, das Herz in der Brust drohte ihm zu springen, und heiße Thränen rollten über seine gefurchten Wangen. Er fühlte wohl, daß dies die seligste Stunde seines Lebens war. Er brachte Glück und Segen zurück in das Haus, das dessen so lange entbehrte, in das Haus, das ihm theurer war als sein Leben und seine Seligkeit!

Gegen alle Gewohnheit der Herren auf hochfürstlicher Kanzlei ging die Revision des Processes bewunderungswürdig rasch. Fühlte man das Bedürfniß, ein von den Vorgängern begangenes und wohl schon geahntes Unrecht wieder gut zu machen, oder sprach der alte Jürg Karl ein Machtwort, genug, es war in kurzer Zeit ein billiger Vertrag abgeschlossen, die Kallenheim kamen wieder in den Besitz ihrer Güter und eines anständigen Vermögens, wenn gleich nicht jenes früheren

Reichthums, um welchen sie mehr noch die eigene thörichte Prunksucht als fremdes Verschulden gebracht hatte.

Sibylle lebte noch ein halbes Jahr, dann fand man sie eines Tages todt im alten Schlosse. Sie verkehrte mit Niemandem mehr in der letzten Zeit, selbst mit dem alten Neubert nicht, der bei seinem Herrn in Kallenheim neu auflebte, und, wie böse Zungen behaupten wollten, das tugendhafte Exempel des heiligen Augustin, in so fern es anging, nur wenig mehr berücksichtigte.

Daß Wilhelm und Friederike sich unverzüglich in den Stand der heiligen Ehe begaben, weiß selbst der unerfahrenste Leser bereits längst. Unmöglich aber kann er wissen, daß der Schreiber dieses, als ein mehr oder weniger hoffnungsvoller Knabe, diesen Wilhelm von Kallenheim selbst gekannt hat, welcher, obgleich er in seiner Jugend ungepuderte Haare getragen und die Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts gelesen hatte, dennoch später ziemlich steif und förmlich geworden, und mich häufig zu einer perpetuirlichen Nothlüge zwang.

So oft ich nämlich zu jener Zeit in seine Nähe kam, fragte er zuverlässig: „Na, junger Mann, wie geht's mit dem Lateinischen und dem

Griechischen?" worauf ich stets mit: „Ich danke, recht gut!" antwortete, während leider die Note: „erträglich" die beste war, welche in diesen beiden reizenden Fächern mir von meinem Informator je zu Theil geworden ist.

2.

Chikanti.

Den Rinaldo Rinaldini,
Schinderhanno, Orlandini,
Und besonders Carlo Moor
Nahm ich mir als Muster vor.
H. Heine.

Es war ein lustiger Morgen. Wir sagen absichtlich nicht heiter, denn am Ende könnte man das auf den Himmel allein beziehen, und doch braucht man noch allerlei andere Dinge, um einen lustigen Morgen zu haben, als ein Stück blaue Unendlichkeit über unserem Kopfe. Aber solche andere Dinge waren ebenfalls vorhanden, und reichlich vorhanden.

Vor Allem war Wald da, frischer, lebendiger Wald, in der Staatsuniform des Monat Juni. Da standen die gesunden, kräftigen Buchen mit ihren reinlichen grauen Stämmen und saftgrünem Blattwerke. Zwischen ihnen die starken, kräftigen Gesellen, welche man vom patriotischen Stand-

punkte aus „die deutschen Eichen" nennt, während sie im ackerbürgerlichen und merkantilischen Sinne „Holländer" heißen und auf schnöde Weise nach Cubikfußen verkauft werden. Dann die Birken, mit rauhem, gerissenem Stamme und feinem, leichtbeweglichem Blatte. Dann die Esche und andere Autoritäten eines rechtschaffenen Waldes, und zwischen ihnen allerlei Busch- und Strauchwerk, wie es eben war in jener Zeit, in welcher noch nicht jeder Baum draußen im Walde seine persönliche Nummer und zu Hause, in der Tabelle des geplagten Forstmanns, seine eigene Zeile hatte, auf daß man genau bei hohen und höheren Stellen wissen könne, wann derselbe regelrecht abzuschlachten.

Alles das wuchs und grünte auf zwei Bergwänden, zwischen denen sich ein Thal fortzog, bald schmal, bald weiter werdend, wie die zwei Berge es eben haben wollten, und ihren Fuß mehr oder weniger zurückzogen aus dem üppigen Graswuchs des Thales. — Allerlei toll geformte rothe Sandsteinfelsen bildeten meistens diesen Fuß der Berge, und an diesen drängte sich hurtig ein Waldbach hin, bald rechts das Thal durchschneidend, bald links an den Thalwänden sich fortstürzend und eilig über die knorrigen Wurzeln der Erlen sprin-

gend, welche seine Ufer säumten und bescheiden erklärten, sie befänden sich hier unten in der gemüthlichen Nähe des Wassers behaglicher, als oben unter den großen Bäumen auf dem Berge; dort ginge es ihnen zu trocken zu.

Der Bach hatte es eilig. Er mußte mehrere Mühlen treiben, welche man in der Entfernung klappern hörte, und dann mußte er sich in den Mainstrom stürzen, um in demselben aufzugehen. Was weiter werden würde, wußte er freilich nicht, aber daß er Eile habe, um aufzugehen, erzählte er geschwätzig murmelnd seit langer, langer Zeit den Erlen, den Felsen und Jedem, der in seine Nähe kam und ihn verstand.

Das ist also schon Stoff genug zu einem lustigen Morgen — Berg und Wald, ein frisches, grünendes Thal und ein Waldbach. Dann die Vögel in den Aesten des Waldes, die sich den Segen ihres jungen Hausstandes erzählten, summende Käfer, huschende Eidechsen — kurz eine bevölkerte Einsamkeit, eine Waldeseinsamkeit! — Aber Eins fehlt dennoch zu alledem. Ein frisches lebendiges Menschenherz, das all' diese Morgenpracht fühlt, — ob bewußt oder unbewußt, bleibt sich endlich gleich.

Und es war da, an jenem lustigen Morgen,

dieses Menschenherz, denn aus der Tiefe des Thales, von dorther, wo die Mühlen klapperten, kam leichten Schrittes ein junger Mann, bisweilen laut aufjubelnd, als sei ihm 'was ganz besonders Glückliches begegnet, dann wieder still durch das junge Gras des Thalgrundes schreitend und seine Spur in die funkelnden Thautropfen zeichnend. Er schien bekannt im Thale, denn er suchte nicht lange nach den Stellen, wo der Bach am leichtesten zu überschreiten, wenn er eben eine Krümmung machte, sondern ging stets rasch auf hervorstehende Steine zu, die dort die einfachsten Brücken bildeten.

Endlich blieb er stehen, zog eine kurze Pfeife aus der Tasche, die er sich stopfte und dann in so unmäßigen Zügen zu rauchen begann, daß es fast den Anschein hatte, als wolle er irgend Jemand mit diesem entsetzlichen Dampfe ein Schnippchen schlagen. — Es war auch so, aber blos in effigie.

„Gute Tante Barbara," rief der junge Mann hierauf, indem er stets noch hastig die blauen Wolken sich aufwärts ringeln ließ, „wenn Du das sehen würdest von Deinem cher Frédéric! Du, die Du selbst den Zopf für eine sträfliche Neuerung hältst und die Perrücke allein für stan-

desmäßig erklärst, obgleich keine Seele mehr eine solche trägt.“ Er strich sich bei diesen Worten über das ungepuderte dunkle Haar und schwang eine kleine grüne, mit Gold gestickte Sammtmütze, welche dasselbe bisher bedeckt hatte. Dann öffnete er den kurzen, ebenfalls grünen Jagdrock. „Nicht einmal eine Weste, quel horreur!“ sagte er lachend zu sich selbst, „gestern im Stifte habe ich freilich anders ausgesehen, aber heute, chère Tante, bin ich mein eigener Herr!“ Damit setzte er seinen Weg fort, halb springend, halb gehend, wie es eben junge Leute machen, welche aus einem Stifte für „ältere Fräulein“ losgelassen worden sind, in einem frischen fröhlichen Waldmorgen und in die Freiheit.

Dennoch aber hatte es den Anschein, als habe er, trotz dieses scheinbar leichtsinnigen Vorwärtsschreitens, verschiedenartige wichtige Betrachtungen angestellt, denn er machte plötzlich einen abermaligen Halt und sagte: „Ich gehe hinauf! Versteht sich! Wenn's aber gerade nicht nöthig ist, braucht's der Müller nicht zu wissen.“ Mit diesen Worten sprang er über den Bach, schlüpfte hinter die Felsen, und nachdem er an einem derselben emporgeklettert war, lugte er durch das Gebüsch. Es war Alles ruhig draußen, aber das Thal hatte

dort schon einen andern Charakter angenommen. Es öffnete sich gegen den Main hin, welchen man in einiger Entfernung ruhig dahinfließen sah, und die letzte Mühle am Ausgange des Thales lag dort, geräuschvoller klappernd als die übrigen Waldmühlen tiefer im Thale, und mehrfache Baulichkeiten, so wie das zweistöckige Wohnhaus zeigten, daß der Besitzer wohlhabender sei als die anderen.

Der junge Mann warf jetzt seine Jagdflinte über den Rücken und klomm rasch einen steilen Bergpfad hinan, bald auf einem abgerundeten Sandsteinfelsen, bald auf einer knorrigen Baumwurzel Fuß fassend, bald wieder sich aufwärts schwingend, indem er mit kräftiger Hand den Stamm einer jungen Buche ergriff. Der Pfad lief in einen Fahrweg aus, der ebenfalls bergan führte, natürlich aber weniger steil als jener, und nachdem der Jüngling noch einige Schritte diesen bequemeren Weg verfolgt, lichtete sich der Wald. Rechts ein tief dunkelgrüner Waldesgrund, links, noch stets in einiger Höhe, die Ruinen des alten Klosters Schönrain, sonst der Sitz mehr oder weniger frommer Nonnen, jetzt bewohnt von dem Herrn Karl Kremser und seiner Tochter Lina, und nebenher von mancherlei wildem und zahmem Ge=

thier, geduldet und gepflegt von den beiden Menschen dort oben.

Wie wunderlich wird mir doch zu Muthe, wenn nun vor meinen Augen jene alten Mauern aufsteigen, in denen ich als Knabe so oft geträumt, den alten fabelhaften Knabentraum von einer wunderbaren Vergangenheit und einer reizenden Zukunft. Fürchtet aber nicht, daß ich schwärmen werde, auch habt nicht Angst, daß ich eine romantische Schilderung „der alten Abtei" folgen lassen will. Warum an Dinge denken, die uns das Herz schwer machen! Aber schön prosaisch will ich Euch erzählen, daß das Kloster von den Schweden ausgeplündert und zerstört wurde, was schade war, indem man es später, ohne die Schweden, mit bedeutend größerem Vortheil hätte ebenfalls säcularisiren können. Ferner, daß noch die beiden Giebelmauern des mächtigen Baues stehen und eben so fast alle Gewölbe des Erdgeschosses und ein Theil der mit hohen Spitzbogenfenstern versehenen Kirche, so wie fragmentarische Kreuzgänge. Das Landvolk behauptet, daß alle die starken, der Verwüstung und der Zeit trotzenden Mauern mit Weinmörtel aufgeführt wurden; ob aber die eingestürzten mit Wassermörtel, weiß Niemand zu sagen. Das aber soll fest stehen, daß noch heut-

zutage in den Seitengewölben der mächtigen Keller, in welchen man „vierspännig wenden" kann, Wein liegt in seinem eigenen Weinstein, während außen das Holzfaß längst vermodert und verschwunden. —

Als unser junger Freund die Höhe erstiegen, auf welcher die eigentlichen Ruinen lagen, blieb er einige Augenblicke stehen und blickte um sich. Alles schien wie ausgestorben. Unten im Walde hörte man das Hacken eines Spechts und bisweilen trug ein Windstoß das Mühlengeklapper bergan auf kurze Zeit. Sonst war Alles still. Oben schlüpfte ein Rothschwänzchen durch die zerfallenen Wände, die lieblichste gefiederte Miniaturstaffage aller Bergschlösser und Abteiruinen, und eine Espe, wuchernd aus dem gothischen Schmuckwerk eines Spitzbogenfensters, sprach leise ihre Blättersprache mit einem vorüberfliegenden Lufthauche.

Er stieg auf einen Mauervorsprung und sah sich auf's Neue allenthalben um. Tief unten im Thale blitzte der Mainstrom, vergoldet von der Sonne, an seinen Ufern lagen einzelne Dörfer, und weit drüben im Walde leuchteten die Mauern eines Schlosses. Er kannte den Fluß, die Dörfer, und am besten das Schloß, aber dieser Dinge wegen war er nicht hier heraufgestiegen. — „Wo sie

nur stecken mag?" Da flog ein Steinchen an seinen Fuß. — Er sah sich um. Jetzt traf ihn ein anderes am Rücken. „Hexe, wo bist Du?" — „Kukuk, Fritz, Kukuk!" Dann erschien sie unter dem Spitzbogenfenster, das die Espe bekränzt, und sprang leicht wie ein Vogel auf die Erde.

Niemand wird fragen, wer das war, da Jedermann bereits weiß, daß nur zwei Menschen dort oben hausten. Es ist auch kaum nöthig zu sagen, was sie machten und sprachen, denn sie thaten genau das, was Ihr wohl auch schon gethan und gesprochen. Zuerst küßten sie sich, dann sprachen sie von allem Möglichen, nur nicht von dem, was sie sich vorgenommen, sich zu sagen. Wenn Ihr Eurer Geliebten, die Ihr fast einen ganzen Tag nicht gesehen habt, das sagt, was Ihr Euch vorgenommen, ihr zu sagen, dann liebt Ihr sie nicht! — Da aber unsere jungen Liebesleute auf dem Schönrain sich wirklich liebten, so plauderten sie allerlei Dinge aus dem Stegreif. Zuerst von der Tante Barbara im Stifte für adelige Fräulein, wie Friedrich sich tödtlich gelangweilt in ihrer Gesellschaft und in jener zweier alter Herren und eines über alle Maßen würdigen Pfarrers. Wie er des Morgens in die Kirche mußte und des Mittags übermäßig zum Essen genöthigt worden.

Wie er dann des Nachmittags Patience mit chère Tante gespielt und am Abend l'Hombre mit ihr und den alten Herren, und wie der Pfarrer regelmäßig eingeschlafen sei bei diesem Vergnügen. — „Du mußt eben hin," sagte Linchen. — „Freilich, die Mutter behauptet, dort ging's anständig zu, und ich verwildere zu Hause unter der tollen Gesellschaft, welche beim Vater sich jetzt eingenistet." — „Und heut' schon kommst Du vom Stift und willst noch nach Hause, den weiten Weg und ganz allein bei dieser unsichern Zeit?" — „Ich darf ja meinen Caro nicht in's Stift mitnehmen, der verwünschten Katzen halber," erwiederte Friedrich, und obgleich weder Caro noch die Stiftskatzen als eine besondere Veranlassung erschienen, so küßte er dennoch Linchen nach diesen Worten auf das Zärtlichste. — Hierauf sprachen sie von anderen Dingen, und nach einer kleinen Weile sagte Friedrich: „Ist denn Dein Vater zu Hause? —" „Aufzuwarten, Herr von Thurnfels!" sagte eine tiefe Stimme, und als Friedrich halb erschrocken aufwärts sah, erblickte er den alten Kremser, welcher an derselben Fensterbrüstung stand, von welcher aus seine Tochter vorher auf die Erde gesprungen war.

„Aufzuwarten, der Vater ist zu Hause," fuhr

er fort, indem er halb spöttisch, halb gutmüthig lächelte; „aber wollen Sie nicht ein wenig in's Zimmer kommen? Es fängt an heiß zu werden hier außen." — Friedrich entschuldigte sich, er müsse nach Haus und habe nur im Vorübergehen so ein wenig zusprechen wollen, er sei im Stift gewesen. — „Weiß es," sagte der Alte. — Friedrich ward roth. Wenn er wußte, daß er im Stifte war, so stand er schon längst dort oben und hatte mithin gesehen — aber das war nicht mehr zu ändern. Er empfahl sich daher und grüßte den alten Kremser, welcher seinen Standpunkt nicht verlassen hatte und stets oben in der Fensterlücke stand. Hierauf sah er sich nach Linchen um, welche weggelaufen war. — Kremser rief diese: „Komm her, der Herr Friedrich will Abschied nehmen." — Sie brachte ihm eine Hand voll Erdbeeren und sagte: „Da, und komm bald wieder!" — Er versprach das und ging, und als er in den Büschen verschwunden war, erschien auch der alte Kremser unten zwischen dem Mauerwerke und dem jungen Buschwerke, das allenthalben auf und zwischen jenem emporschoß.

Es war ein großer, kräftiger Mann mit braunem wild- und wetterfrischem Gesicht, vollem schwarzen, stark mit Grau gemischtem Bart und gleichem

Hauptbaar. Er trug einen grünen Rock von „Beidermang," gewebt aus Linnen und Wolle, — also wohl eigentlich Beider-Gemenge — wie ihn zu jener Zeit und selbst heute noch fast alle Landleute Frankens und der Rhön zu tragen pflegen, und linnene Beinkleider über die kurzen starken Stiefel. Weste und Halsbinde fehlten. — Linchen sprang ihm entgegen, und Beide gingen jetzt auf das Hauptgebäude zu, auf schmalem, durch Gesträuche und Ruinen und endlich durch einen kleinen Küchen- und Blumengarten führendem Wege.

„Der junge Herr von Thurnfels kommt ja recht oft," sagte der alte Kremser, während sie so dahin schritten. — „Ja," antwortete seine Tochter, „so oft er kann, und er will's jetzt einrichten, daß er noch öfter kommt." — „Ei! Und Dir ist es lieb, daß er so oft kommt?" — „Freilich, Vater, freilich, er ist ja mein Schatz." — Der Alte blickte sie einen Augenblick mit ungeheuchelter Verwunderung an, dann wendete er sich ab, um sein Lächeln zu verbergen, und sagte: „Was weißt denn Du von einem Schatz?" — „Ich?" erwiederte Linchen jetzt ebenfalls verwundert, „ich? Es haben ja alle Mädchen Schätze, das weißt Du so gut als ich. Die drei Mädchen da unten in

der Helferich's Mühle haben alle drei jede ihren Schatz." — „Es ist aber doch ein Unterschied zwischen Dir und den drei Mädchen da unten." — „Ein Unterschied?" rief jetzt das Mädchen in noch größerer Verwunderung aus. —

Der alte Kremser mochte fühlen, daß er etwas gesagt hatte, was er aus Gründen nicht hätte sagen sollen; er gab sich daher keine Mühe, den betreffenden Unterschied näher zu erklären, sondern sagte nach einigen Augenblicken: „Küßt er Dich denn?" — „Natürlich, und wenn er mich nicht küßt, so küsse ich ihn." — „God dam!" brummte der Kremser für sich, „sie ist stark naiv! Will er Dich denn heirathen?" — „Warum nicht gar!" erwiederte Linchen lachend; „da würde sein Vater schöne Dinge machen, der will nicht einmal leiden, daß er herauf zu uns kommt." — Kremser brummte etwas für sich, dann sprach er laut: „Hole jetzt Kartoffeln, Kind; es geht auf Mittag." Hierauf ging er in sein Zimmer, setzte sich in einen alten Lehnstuhl an das geöffnete Fenster und sann eine Weile still für sich; dann sagte er: „Es hat keine Gefahr für jetzt, aber ich muß aufpassen."

Linchen ihrerseits stieg, nachdem sie die besprochenen Kartoffeln zum Feuer gesetzt, eine

Treppe aufwärts, und das zwar merkwürdigerweise in eine Pflanzung derselben Frucht, indem ihr Vater dort auf dem durch die festen Gewölbe getragenen freien und dachlosen Theile des Gebäudes eine gewisse Anzahl Kartoffelpflanzen cultivirte, welche in dem Bauschutte trefflich gediehen. Aber sie achtete diesmal wenig auf den erfreulichen Stand ihres Ackers im zweiten Stockwerk, sondern ging bis an den Rand desselben und winkte mit einem Tuche fröhlich hinaus in die weite, sonnenglänzende Landschaft. Unten im Thale aber ward ihr Liebesgruß erwiedert, denn Friedrich, welcher eben aus dem kleinen Nachen gestiegen war, auf welchem er über den Main gefahren, winkte ihr vom rechten Ufer des Flusses dankbar seine Antwort zu.

Nach einem weiteren Marsche von mehreren Stunden kam Friedrich endlich nach Hause, das heißt in jenes Schloß, welches er des Morgens von Schönrain aus gesehen hatte. Das Schloß war ein altes, aber stattliches Gebäude, und obgleich man sich alle mögliche Mühe gegeben hatte, es zeitgemäß, hier im Sinne der Zeit zu Ende des vorigen Jahrhunderts, herzurichten, so war dies doch immer nur mit dem sogenannten „neuen Baue" gelungen, und der ältere Theil der ziem-

lich weitläufigen Bauten trug noch deutlich den Charakter des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts.

Als Friedrich die Brücke, durch welche man zum Thor gelangte, und dieses selbst hinter sich hatte und in den Schloßhof gekommen war, sah er, daß man sich noch bei Tisch befinde, indem die Diener beschäftigt waren, Speisen von der Küche aus über den Hof zum Schloß zu bringen. Da zu jener Zeit aber das Ceremoniell während des Essens fast allenthalben, man kann wohl sagen „in's Aschgraue" ging — es wird ja noch heute bei manchen adeligen und bürgerlichen Familien zuweilen lächerlich genug gehandhabt — so beschloß Friedrich, nicht bei der Tafel zu erscheinen, ließ sich das Essen auf seine Stube bringen, und nachdem er vermuthen konnte, daß seine Mutter sich auf ihr Zimmer zurückgezogen haben möchte, ging er zu dieser.

Sie umarmte ihn zärtlich; als er aber sagte: „Die Tante Barbara läßt Dich schön grüßen!" — erwiederte sie: „Fritz, ich verstehe das nicht recht." — Fritz wiederholte seinen Gruß, und erst als ihm die Mutter denselben Bescheid gab, besann er sich: „Die Tante Barbara läßt ihren Respect vermelden." — „Siehst Du," sagte die

Freifrau von Thurnfels, „jetzt versteh' ich's; aber lache nicht. Ich verlange ja gar nicht, daß die Tante Barbara vor mir Respect haben soll, aber die Form muß sein, sonst ginge Alles darunter und darüber." — „Aber ein schöner Gruß ist doch auch eine Form!" — „Der Hans grüßt die Grethe," erwiederte die Freifrau etwas verstimmt; „aber sprechen wir von etwas Anderem. Warst Du schon drüben?" Sie zeigte mit einer leichten Neigung des Hauptes nach dem andern Flügel des Schlosses. — „Nein, Mama." — „Geh' hinüber. Dein Vater hat heute Morgen nach Dir gefragt — und ich weiß nicht — die fremden Edelleute wollen mir nicht recht gefallen. Mir kommt es immer vor, als genirten sie sich in Deiner Gegenwart." — „Wegen was denn, Mama?" — „Ich weiß es nicht, aber es scheint mir keine gute Gesellschaft zu sein für Deinen Vater. Gehe!" — „Ich empfehle mich zu Gnaden," sagte Friedrich ernsthaft, dann küßte er seine Mutter und ging, ihrem Befehl zu genügen.

Im Speisezimmer ging's heiter zu, obwohl keineswegs ein Trinkgelag gefeiert wurde, und nachdem Friedrich seinem Vater die Hand geküßt und die Uebrigen gegrüßt hatte, nahm er Platz an

dem mit Weinflaschen bedeckten Tische und trank und rauchte wie die Anderen.

Wir wollen unserer Pflicht genügen und die hohen Anwesenden dem freundlichen Leser vorstellen. — Der Hausherr und Vater Friedrich's, Heinrich Freiherr von Thurnfels, war ein Mann von fünfzig und etlichen Jahren, rüstig und stark gebaut, mit dunklem, aber gepudertem Haar und lebhaftem blauen Auge. — Herr von Chikanti, kaiserlich russischer Capitän außer Dienst, schlank, Mittelgröße, starker schwarzer Schnauzbart, dunkles gepudertes Haar, blasse Gesichtsfarbe, schwarzes Auge. — Seine Erlaucht, Graf Bosbeck aus Belgien, Besitzer ausgedehnter Ländereien daselbst. Blond, nur schwach gepudert, nicht bedeutend groß, aber untersetzte Statur, feuriges blaues Auge. — Endlich Baron Karl von Schlitt aus Preußen, ein ziemlich großer und stark gebauter Mann, mit Haaren von solcher Schwärze, daß der Puder dieselbe kaum zu verdecken vermochte, stark gebogener Nase, stets beweglichen, lebhaften, tief schwarzen Augen und dunkler Gesichtsfarbe. — Wir entschuldigen uns, daß wir alle diese Herren nicht nach Rang und Würden vorgestellt, sondern nach der Reihenfolge, wie sie zufällig und einer nach dem andern das gastliche Schloß zu Thurn=

fels besuchten und freundlich von dem Besitzer desselben festgehalten wurden, und fügen bei, daß die Kleidung, welche Alle, mit Einschluß des Hausherrn, trugen, aus grünen Jagdröcken von Sammt bestand, aus braunen Plüschbeinkleidern und hohen Gamaschen. Eine Tracht, welche in jener Zeit Cavaliere auf dem Lande, wenn es eben ungezwungen zuging, gern zu tragen pflegten.

Als Friedrich eintrat, schien man ein Gespräch, welches im Gange war, unterbrochen zu haben, und nachdem die Begrüßungen vorüber waren, stieß der Hausherr mit seinen Gästen an und sagte: „Es ist aimable vom Schicksal, daß mir dasselbe zu gleicher Zeit dieses Kleeblatt vornehmer und liebenswürdiger Cavaliere zugeführt hat, und doppelt aimable von Ihnen, meine Herren und werthen Gäste, daß Sie mir das Versprechen geben, noch einige Zeit bei mir verweilen zu wollen.“ — Die Herren verbeugten sich unter den üblichen Redensarten, und hierauf wurde ein allgemeines und unbedeutendes Gespräch geführt, in welches sich Friedrich mengte, indem er vom Stifte und von dem Leben dort erzählte.

Graf Bosbeck äußerte den Wunsch, gelegentlich dort eingeführt zu werden, und der alte Thurnfels versprach ihm dies, gab aber hierauf seinem

Sohne einen Auftrag, welcher ihn auf längere Zeit entfernen mußte. Kaum aber war Friedrich gegangen, so wendete er sich zum Baron Schlitt und sagte: „Sie halten also den Glauben wirklich für wahr, daß man verborgenes Gold und Silber durch eine gewisse, manchen Menschen inwohnende Kraft auffinden könne?“ — Chikanti lächelte ungläubig, aber Schlitt versetzte: „Ich glaube es nicht allein, ich weiß es *bestimmt*. Leider bestimmt,“ setzte er trübsinnig hinzu, „denn die Erinnerung an eine der traurigsten Begebenheiten meines Lebens knüpft sich an diese unglückliche Gabe.“ — „Sie sind am Ende selbst ein solcher Seher?“ fragte Graf Bosbeck, indem er die Schultern zog und ebenfalls ungläubig lächelte. — „Auf Cavaliers-Parole, unter uns?“ versetzte Schlitt fragend. — Man sagte allgemein zu. — „Nun ja, ich bin's, wenn auch nicht zu allen Zeiten, doch häufig.“ — „Heute wahrscheinlich aber nicht?“ versetzte Bosbeck spitzig. — „Eben heute, und wahrscheinlich noch auf längere Zeit.“ —

„Was gäbe ich darum, wenn ich eine Probe dieser außerordentlichen Gabe sehen könnte!“ rief Thurnfels. — „Mein Gott, warum nicht? Aber wie gesagt, es muß unter uns bleiben.“ — „Bon, wir verstecken das Silberzeug hier auf dem Tische,

während Sie abgetreten sind, und Sie errathen dann, wo wir es hinbrachten." — „Gut, ich gehe hinaus, sind Sie fertig, so rufen Sie mich." — Er schickte sich zum Gehen an, aber Chikanti drehte lächelnd seinen Schnauzbart: „Herr von Schlitt wird erlauben, daß ich ihn begleite." — Schlitt blickte ihn einige Augenblicke düster an, dann sagte er ruhig: „Begleiten Sie mich immerhin, Ihr Mißtrauen ist mir erklärlich, ich verarge es Ihnen nicht." — Als sich die Beiden entfernt hatten, rief Bosbeck: „Geschwind! Haben Sie keinen Versteck, von dem Niemand etwas weiß? Er soll bei Gott das Silber nicht finden. Es wäre eine Schande für unser aufgeklärtes Jahrhundert, wenn man sich durch solche Taschenspielerstückchen wollte täuschen lassen!"

Thurnfels hob ein Bild von der Wand, drückte auf eine Verzierung des alten Getäfels, dann an eine zweite und dritte, und öffnete hierauf mit leichter Mühe eine kleine Thür, welche in eine Vertiefung der Wand blicken ließ. „Sie verwahren doch sonst hier keine Dinge von Werth?" fragte vorsichtig Graf Bosbeck; „es ist nicht räthlich, Jedermann in solche Verstecke blicken zu lassen — zumal in unserer Zeit," setzte er seufzend hinzu. — „Nichts gegenwärtig," erwiederte Thurnfels.

„Alles ist in der Silberkammer. Aber jetzt rasch!" — Beide rafften hierauf alles Silberzeug, welches vom Nachtische her auf der Tafel geblieben war, zusammen, banden es in eine Serviette und legten es in den Versteck, den sie verbargen wie bisher. Dann riefen sie Chikanti und Schlitt.

Als der Letztere eintrat, ließ er seine Augen einige Augenblicke mit der ihm eigenen Beweglichkeit im Zimmer herumschweifen. Dann holte er tief Athem, stellte sich in die Mitte des Gemaches, und hob und senkte seinen linken Arm mit ausgespreizten Fingern nach allen Richtungen hin. Die Finger begannen nun allmälig in eine zitternde Bewegung zu kommen, welche sich auch dem Arm mittheilte; plötzlich aber streckte sich dieser starr und unbeweglich aus, während sich die Finger fast krankhaft spreizten. Wie unwillkürlich fuhr Schlitt mit der rechten Hand nach dem Herzen, als empfinde er dort einen jähen heftigen Schmerz, und dann folgte er, gleichsam gezogen von seinem linken Arm, der Richtung nach dem Bilde hin, nach welchem dieser zeigte. Als er dasselbe mit den Fingerspitzen berührt hatte, sagte er: „Hier liegt Silber. Ich weiß nicht, wie es hinter diesem Bilde versteckt sein kann; ich weiß nicht, ob es das Silber ist, das vorhin hier auf dem Tische

war, aber ich weiß bestimmt, daß hier Silber verborgen ist." — Die drei Herren sahen sich erstaunt an, und endlich rief Graf Bosbeck: „Noch einmal!" — Schlitt war erschöpft auf einen Stuhl gesunken, aber er erhob sich jetzt und sagte: „In Gottes Namen!" —

Als Schlitt und Chikanti sich abermals entfernt hatten, nahm Bosbeck das noch in die Serviette eingeschlagene Silber und sagte: „Jetzt lassen Sie mich einmal gewähren." Hierauf hing er den Pack außerhalb des Fensters an einen Haken, welcher bestimmt war, die Läden festzuhalten, wenn sie nicht geschlossen waren.

Schlitt begann dieselben Bewegungen wie vorher und rief nach kurzer Zeit, indem er die Stelle der Wand berührte, an welcher sich außerhalb das Silber befand: „Hier in der Mauer steckt Silber." — Man brachte das Silber wieder in die Stube. Schlitt sagte nachdenklich: „Das Sonderbarste ist, daß, sind die Mengen eines edlen Metalls nicht allzu groß, sie mich nie angreifen, aber mir gewissermaßen Schmerz verursachen, wenn sie zusammengehäuft, und vorzugsweise, wenn sie versteckt, absichtlich verborgen sind."

Chikanti und Bosbeck reichten ihm die Hände, um Entschuldigung bittend ihres Unglaubens halber,

Thurnfels aber rief: „Nichts regt mich mehr an, als die Erforschung solcher wunderbaren Naturkräfte, diese unbegreiflichen Nervenausströmungen, diese scheinbaren Unmöglichkeiten, welche dennoch vor unseren Augen nicht nur möglich werden, sondern selbst gewiß.“ — Schlitt hob feierlich seine Rechte gen Himmel. „Dem kommenden Jahrhundert bleibt es vorbehalten,“ sagte er, „selbst das Ungeheuerliche geheuer, das heißt mundgerecht für unsere Mitmenschen zu machen, glaublich, adorable. Man wird durch die Philosophie beweisen, daß der Mensch die einzige, eigentliche Gottheit sei, man wird in der Medizin den praktischen Beweis hiervon liefern, indem man aus Nichts Etwas macht, das heißt Arzneien, wie es Gott gethan, indem er die Welt erschaffen, ebenfalls aus Nichts, nur noch sublimer und profitabler. Kleine Kinder werden mit ihren unschuldigen Händen mächtige Tische tanzen lassen, und große Narren werden schwärmen für diesen Fortschritt, ja man wird —“

„Halt!“ fiel Chikanti gerührt ein. „Edler Freund, Sie lassen uns das Menschengeschlecht auf einer Stufe der Bildung erscheinen, welche selbst unsere kühnsten Wünsche übersteigt, aber — es ist unwahrscheinlich, daß Sie, im letzten

Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts, alle diese Dinge voraussagen, höchst unwahrscheinlich, deshalb —" — „Auch ich rufe jetzt Halt," sagte nun der Hausherr, „aber deshalb, weil ich Ihnen einen Vorschlag machen will. Wir haben uns verabredet, um fünf Uhr auf die Pirsche zu gehen. Wollen Sie nicht bis dorthin meine Silberkammer ansehen, welche mehrerlei merkwürdige alte Stücke enthält? Ich bin nebenbei begierig, wie dort die doch ziemlich große Menge edlen Metalls auf Herrn von Schlitt einwirkt." — Man nahm den Vorschlag an und stieg, nachdem Thurnfels den Schlüssel geholt, in den gewölbten Unterbau des Schlosses.

„Da kommen keine Spitzbuben herein," sagte der Besitzer lachend, indem er mit den drei Herren in das Silbergewölbe eintrat. „Dieses Schloß und diese Thür von fingerdickem Eisen widerstehen jeder Gewalt." — Aber während Bosbeck und Chikanti ihr Erstaunen über den wirklich bedeutenden Reichthum des Gewölbes unverhohlen an den Tag legten, begann Schlitt mit einem Male zu zittern. „Erlauben Sie," sagte er zu Thurnfels, „daß ich mich an die Thür zurückziehe. Die Menge des Silbers ist, trotzdem daß sie offen dasteht, dennoch zu groß für meine Nerven. Ich

muß mich mit Eisen kräftigen.“ Er trat an die eiserne Thür, an welche er sich lehnte; dann zog er den kunstreich gearbeiteten Schlüssel aus dem Schloß und legte ihn an seine Stirn. „Göttliches Eisen, wie kräftigst Du mich!“ — Hierauf fuhr er mit dem Schlüssel in seine Brusttasche und drückte ihn an sein Herz: „Wunderbare Kraft! Unbegreifliches, nervendurchströmendes, heiliges Fluidum!“

Thurnfels sah ihn mit Bewunderung an. Er hatte gehört von solchen geheimnißvollen Kräften, aber gezweifelt. Es war die Zeit der krampfhaften Aufklärung, das Decennium der Philosophen, und vielleicht instinctartig fürchtete man sich eben in jener Zeit doppelt vor Trug und Schwindel. Der Fall aber war klar, keine Täuschung konnte vorliegen. Selbst die beiden anderen, Schlitt ganz fremden Herren, welche anfänglich ungläubiger waren als er, hatten gesehen und waren überzeugt worden. Es drängte ihn, mit dem Manne, welchem so wunderbare Kräfte innewohnten, sich allein zu besprechen, und, wenn nicht eingeweiht zu werden in diese Geheimnisse, doch wenigstens unverhohlen und ohne Zeugen seine Bewunderung auszusprechen. Als man sich daher zum Pirschgange anschickte, richtete er es so ein, daß Chikanti und Bosbeck zusammen gingen, während er

mit Schlitt allein und ungestört nach einer andern Richtung hin einen einsamen Waldpfad verfolgte. —

Als die beiden erwähnten Herren so weit von den anderen entfernt waren, daß man sie nicht mehr beobachten konnte, brach Bosbeck in lautes Lachen aus. „Hast Du jemals einen größeren Gauner gesehen, als diesen Maschocker,“ rief er aus, „diesen Moises Ocker, oder wie er jetzt, nachdem er getauft worden, sich nennt, Karl Granus?“ — „Oder Herr von Schlitt, Hochwohlgeboren,“ sagte Chikanti; „aber er thut wohl, unter falschem Namen aufzutreten, während Du die Frechheit hast, Deinen wirklichen zu führen.“ — „Ach was! Wer vermuthet in Seiner Erlaucht dem Herrn Grafen Bosbeck aus Belgien den Räuber Franz Bosbeck aus Neuwied! Du führst ja auch Deinen wirklichen Namen!“ — „Es kann sein, es kann sein auch nicht,“ versetzte Chikanti; „aber hast Du gesehen, wie der Spitzbube den Schlüssel an sein Herz drückte und ihn dabei rasch in Wachs abformte? Ausgezeichnet, denn mit dem Rennbaum ist die Thür nicht einzuschlagen, der Gang vor derselben ist zu eng, und auf andere Art hielte es uns wirklich zu lange auf. Wie sieht's mit den Diamanten aus?“

„Auch gut. Mein Kammerdiener hat einen Liebeshandel mit dem Kammermädchen der Alten angefangen, und als neulich die Herrschaft und unsere Wenigkeit bei Tische war, zeigte sie ihm den ganzen Schmuck der Gnädigen. Zu solchen Sachen ist Obertüsch zu brauchen; Courage hat er nicht überflüssig. Wir müssen ihn aber dennoch nach Fürth schicken, um Leute zu holen.“ — „Hm! willst Du nicht lieber ein paar tüchtige Kerle von Deinen Leuten am Rhein kommen lassen?“ — „Nein,“ erwiederte Bosbeck bestimmt; „die Geschichte von Eupen hat dort Alles in Alarm gesetzt; sie kämen kaum hierher, ohne angehalten zu werden. Schon wir, der Granus, Obertüsch, mein Kammerdiener, der lange Mathias und ich hatten Mühe genug.“ — In demselben Augenblick fiel ein Schuß im Walde. — „Trennen wir uns,“ sagte jetzt Chikanti; „das Geschäft hat für die erste Zeit noch keine Eile.“ Hierauf schlugen Seine Erlaucht und der kaiserlich russische Capitän Chikanti verschiedene Wege ein und lagen dem edlen Waidwerk ob. —

Des Abends bei der Tafel reichte die Frau Aloisia von Thurnfels ihrem Gemahl einen Brief und einen gedruckten Zettel. „Lies einmal, Heinrich,“ sagte sie, „das hat der Bote gebracht. Ich

habe mich den ganzen Abend gefürchtet, und glaube, ich kann die Nacht hindurch kein Auge zuthun.“ — Thurnfels las, dann sagte er gleichgültig: „Da hast Du nichts zu fürchten! Wer sollte sich an uns wagen, gar jetzt, wo wir so glücklich sind, diese Herren mit ihren Leuten bei uns zu sehen? Wir sind ja gegenwärtig im Schlosse fast an fünfzehn bewaffnete Männer, und drüben, keine fünfzig Schritte von hier, der Förster mit den Jägerburschen.“ — „Was giebt's denn?“ fragte Bosbeck, „was hat denn meine Gnädige so erschreckt?“

„Mein Gott,“ erwiederte Thurnfels, „Eine Hochfürstliche Regierung mahnt zur Wachsamkeit und warnt vor Spitzbuben und Zigeunern. Man fürchtet, daß ein Theil der Räuber, welche am Rhein so arg gehaust, sich vielleicht in unsere Gegend ziehen könnte. Um Würzburg herum, gegen Schweinfurt zu und gegen Bamberg sind in letzter Zeit mehrere unerhört freche Diebstähle und Einbrüche verübt worden, das ist richtig, aber in ein wohlbemanntes Schloß wagen sich die Kerle nicht.“ — „Sie sollten übel ankommen, wenn sie kommen, so lange wir die Ehre haben, Ihre Gäste zu sein,“ rief Bosbeck, und Chikanti drehte grimmig seinen Schnauzbart und pflichtete ihm bei. — Schlitt indessen machte eine bedenkliche Miene.

„Vorsicht schadet nie," sagte er ernsthaft, „ich würde an Ihrer Stelle meinen Leuten die strengste Wachsamkeit empfehlen."

„War denn die Bande am Rhein so gefährlich?" fragte die Freifrau. — „Sie bestand aus den ärgsten Schuften der Welt," erwiederte Schlitt, indem er sich verbindlich gegen die Dame wendete, um ihr näheren Aufschluß zu geben. „Vor Allen zeichnete sich ein gewisser Maschoker aus, welcher sich später taufen ließ und sich Karl Granus nannte. Er war der Verwegenste der ganzen Bande und leitete alle Angriffe mit Schlauheit und großem Muth." – „Unverschämter Schuft!" murmelte Bosbeck für sich, laut aber sagte er: „Es wird am Ende doch nicht so arg gewesen sein; diese Juden sind sonst immer grausamer, als muthig." — Chikanti lachte herzlich. Der Hausherr aber sagte: „In unserer Gegend haben wir, Gott sei Dank, noch stets Ruhe gehabt, nur in einer Mühle dort drüben im Thale hält sich bisweilen allerlei verdächtiges Gesindel auf, und aus einem Menschen in der Nachbarschaft weiß ich nicht recht, was ich machen soll." — „Ei," sagte Chikanti, „wer ist denn das?" — Thurnfels sah sich um, ob keiner der Bedienten anwesend, dann entgegnete er: „Der alte Bursche dort oben auf

dem Schönrain, der Kremser, oder wie er sich nennt."

Friedrich ward feuerroth, und seine Mutter warf ihrem Gatten einen bittenden Blick zu. Es trat eine augenblickliche Pause ein, dann konnte es Friedrich aber doch nicht über sich gewinnen, zu schweigen. „Papa," sagte er, „ich weiß es gewiß, der alte Kremser ist ein ehrlicher Mann." — Thurnfels runzelte einen Augenblick die Stirn, hierauf aber sprach er lächelnd: „Du weißt nichts gewiß, als daß er eine schöne Tochter hat — mais cela passe," setzte er hinzu, indem er die Schultern leicht zog. — Friedrich antwortete nicht mehr, und Chikanti wußte das Gespräch mit Gewandtheit auf andere Dinge zu lenken.

Als man sich später trennte, und die Kammerdiener der fremden Herren diese in ihre Schlafgemächer geleiteten, sagte Bosbeck zu Schlitt: „Einen unverschämteren Gauner als Dich giebt es nicht! Du hast die Frechheit, Dich in m e i n e r Gegenwart für den Hauptmann auszugeben!" — Schlitt erwiederte einfach: „Kannst Du die fünfzehn bewaffneten Bursche aus dem Hause entfernen, wenn es Hosper *) ist?" — Ich muß mich

*) Hosper: die Nacht, zum Einbrechen bestimmt.

besinnen," versetzte Jener. „Ich aber," sagte Schlitt mit dem Tone eines Cäsar, „ich habe das schon Alles in Ordnung!" — Dann trennte er sich großartig von den beiden Anderen.

Es war auf dem Schlosse des Herrn von Thurnfels die schöne Sitte, daß sowohl Fremde, als auch die Mitglieder der Familie, vollkommene Herren ihrer Zeit waren; nur mußte man sich von der Mittags- und Abendtafel entschuldigen lassen, wenn man beabsichtigte, nicht bei derselben zu erscheinen. Des Morgens und Nachmittags aber fühlte der Schloßherr keineswegs die Verpflichtung, seinen Gästen fortwährend auf dem Nacken zu liegen und sie und sich zu langweilen. In Folge dieser angenehmen Einrichtung verließ Bosbeck am folgenden Morgen, bald nach Tagesanbruch, das Schloß, indem er Obertüsch beauftragte, zu melden, daß er erst des Abends heimkehren werde. Hierauf schlug er ihm von der Jagd her bekannte Waldwege ein, und stand nach einigen Stunden am Main unweit Neudorf, wo ihn ein Fährmann übersetzte und sich tief auf den Boden bückte, als ihm der vornehme Jägersmann ein großes Silberstück zugeworfen.

Er bog hierauf in jenes Waldthal ein, welches wir bereits kennen, ging bei der ersten Mühle

vorüber, schlug aber die Richtung nach der zweiten hin ein, und ging, nachdem er dieselbe erreicht, wie ein alter Bekannter über den schmalen Steg des Waldbachs auf das Haus zu. Der Hofhund tobte an seiner Kette, ward aber augenblicklich still, als er den Besucher erkannte, und flüchtete sich mit eingezogenem Schweife rasch in seine Hütte. Bosbeck lächelte. Er hatte vor einigen Tagen zum Scherz eine Gaunerpraktik an dem Thiere verübt, und er durfte sicher sein, von demselben nicht mehr belästigt zu werden.

Nachdem er den Hof überschritten, betrat er die niedere, dumpfige Stube, welche menschenleer, hingegen mit einer Unzahl von Fliegen bevölkert war, und wollte eben mit einem Fluche dieselbe wieder verlassen, als der Müller eintrat. „Ist das Mädchen da?“ fragte Bosbeck. — Der Müller nahm seine weiße Baumwollenmütze ab und sagte, indem er mit dem Finger nach oben zeigte: „Seit gestern Abend, gnädiger Herr.“ — Bosbeck sprang rasch die Treppe hinauf, und als er die Thür der Stube öffnete, warf sich eine weibliche Gestalt mit solcher Heftigkeit an seinen Hals, daß er fast das Gleichgewicht verlor. „Franz, Franz, hab' ich Dich wieder!“ —

Sie erstickte ihn fast mit ihren Liebkosungen,

welche er lebhaft erwiederte, hierauf sagte er aber: „Du gabst ja keinen Frieden, bis ich Dir zu kommen erlaubte, obgleich es gegenwärtig gefährlich für uns Beide werden kann, wenn man Deinen Aufenthalt hier ausspürt." — „Ei ich will auch nicht hier bleiben, ich gehe mit Dir." — Bosbeck lachte: „Die würden schöne Augen machen, wenn ich Dich mit nach Thurnfels brächte!" — „Meinetwegen, deswegen gehe ich doch hin, oder hast Du einen andern Schatz dort? Ich bin Deine Frau, weißt Du das?" — Bosbeck versetzte: „Du bist gegenwärtig meine Frau, und einen andern Schatz habe ich in Thurnfels auch nicht, aber es geht nicht an. Schon Deine Kleidung —." — „Schaff' andere!" — „Maria, sei vernünftig! Wenn ich Dich in zehn Reifröcke steckte, so sieht Dich doch deshalb Niemand für die Gräfin Bosbeck an."— „Wenn Du einen Grafen agiren kannst, so kann ich auch eine Gräfin vorstellen."

Bosbeck stieg das Blut zu Kopfe und die Zornesader schwoll auf seiner Stirn, zugleich hob er die Faust und ging einen Schritt auf sie zu. Sie kannte das Zeichen und ward rasch demüthig. „Verzeih' mir, Franz, aber ich kann nicht leben ohne Dich!" bat sie. — „Drum folge, und thue, was ich Dir sage. Vorläufig bleibst Du hier,

vielleicht kann ich Dich drüben brauchen, vielleicht auch nicht, ich weiß das noch nicht sicher." Dann stampfte er auf den Boden, und als der Müller erschien, bestellte er Wein und Speise, welche rasch gebracht wurden, und beide besser waren, als man es der ärmlich aussehenden Mühle hätte zutrauen sollen. — Als Bosbeck gegen Abend die Mühle verließ, um nach Thurnfels zurückzukehren, versprach er, so oft es ihm möglich, wiederzukommen, wenn gleich vielleicht nur auf kürzere Zeit, und Maria, obgleich in Thränen zerfließend, versprach ihm in allen Dingen den strengsten Gehorsam zu leisten.

Statt einer modernen Beschreibung dieser Räuberbraut erlauben wir uns das Signalement derselben zu geben, wie es hochfürstliche würzburgische Regierung zu jener Zeit erlassen: „Die Krebsen Maria, so mit anderen Landstreichern herumziehe, sey ein länglicht dünnschneidiges Weibsbild, eines schönen, weißen, runden Angesichtes, schwarzbraune Augen habend, gemeiniglich im grünen, barschetenen Rock gehend. Ihr Vater sei vor verschiedenen Jahren zu Aschaffenburg gerichtet worden, und man habe ihn den Krebs genannt. Diese sei eine Ertzbeutelschneiderin, und ihrentwegen wären schon vier Leute erschoßen

worden, weil sie so wohl stehlen könne, und ein jeder sie haben wolle." — Wir fügen bei, daß wir „länglicht dünnschneidig" mit „groß und schlank" gewachsen übersetzen, und sowohl deshalb, als eben so wegen der übrigen guten Eigenschaften besagter Maria, die Wahl des Herrn Grafen von Bosbeck nur lobend anzuerkennen im Stande sind.

Auf Friedrich hatte der Verdacht seines Vaters, welchen dieser hinsichtlich des alten Kremser geäußert, einen tiefen Eindruck gemacht. Er glaubte zwar keineswegs, daß der Vater Linchens mit den Gaunern und Beutelschneidern in Verbindung stehe, welche zu jener Zeit über einen großen Theil von Deutschland ihr gefährliches Netz gezogen hatten, aber — er dachte doch über die Sache nach, und fand allerlei auffallende, wenn auch nicht verdächtige Dinge.

Vor etwa einem halben Jahre hatte Kremser ganz unverhofft in der alten Klosterruine seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Jäger hatten ihn dort oben bereits vollständig eingerichtet getroffen, und nachdem sie beim nächsten Amte die Anzeige gemacht und dieses nach seiner Befugniß fragte, ohne Weiteres eine „hochfürstlich würzburgische Ruina als Logis zu benützen", zeigte er eine Erlaubniß vor, welche Seine hochfürstliche Gnaden

eigenhändig unterzeichnet hatten, ja er war sogar befugt, in dem zum Hochstifte gehörigen Walde nach Belieben zu jagen. — Da war nichts einzuwenden. — Der Alte führte übrigens ein sonderbares Leben. Einsiedlerisch meistens für sich, und nur in Gesellschaft seiner lieblichen Tochter lebend, machte er doch zu Zeiten Ausflüge in die Umgegend, nach allerlei Dingen fragend, und in anderen wieder besser unterrichtet, als sonst irgend Jemand. Seine Tracht war die einfachste von der Welt, eben die, wie sie die Landleute jener Gegend zu tragen pflegen, und dennoch mußte er nicht ohne Mittel sein, denn von Zeit zu Zeit miethete er einen Burschen, der mehrfache Vorräthe, welche der Alte in dieser oder jener näheren oder ferneren Stadt erstanden hatte, nach dem Schönrain schaffen mußte, und nach diesen zu urtheilen, war, zu Zeiten wenigstens, die Tafel Kremser's besser bestellt als sein Anzug.

Dabei war er mit Waffen reichlich versehen, hatte eine kleine, aber auserlesene Bibliothek und allerhand Instrumente, von deren Gebrauch die Bauern wenigstens, die bisweilen einen verstohlenen Blick in sein Heiligthum werfen konnten, sich durchaus keine Rechenschaft zu geben wußten. Noch weniger konnten sich diese erklären, wie der

Alte ihnen bisweilen Dinge sagte, welche sie in weiter Entfernung von Schönrain vorgenommen hatten, während er selbst, wie sie sicher wußten, denselben mit keinem Schritte verlassen hatte. Friedrich freilich hatte ihn deshalb nicht in Verdacht eines Hexenmeisters, wie die betreffenden Bauern, da er wußte, daß Kremser einige gute Fernrohre besaß, mit welchen er häufigen Ausguck zu halten pflegte, indessen blieb das ganze Wesen des Mannes immerhin mystisch, geheimnißvoll, und Friedrich war, fast hatte sein Vater recht, eigentlich nichts vollständig klar, als daß Linchen ein Engel sei. —

Des Tags darauf, nachdem Bosbeck seinen Besuch in der Mühle abgestattet hatte, nahm Friedrich ebenfalls seine Büchse und ging unter dem zu Hause vorgeschützten Vorwande, einen Pirschgang zu machen, denselben Weg. Eigentlich hatte er sich vorzugsweise vorgenommen, auf den Schönrain zu gehen, um Linchen zu treffen, aber am Fuße des Berges angelangt, überkam ihn ein eigenthümliches Gefühl. Der Verdacht seines Vaters trat lebhaft vor seine Seele, und es fiel ihm jetzt schwer auf's Herz, daß auch er gewissermaßen, wenigstens zu Hause noch, die Absicht gehabt

hatte, wenn möglich, dem Alten auf den Zahn zu fühlen. — Sollte er spioniren gehen? —

Und gleichzeitig fühlte er jetzt, daß er Linchen wirklich und aufrichtig liebe. Er gab sich jetzt Rechenschaft, vorher hatte er einfach geliebt. Sein Vater hatte ihn einige Male halb lachend, halb mißbilligend gefragt: „Wieder auf dem Schönrain gewesen? Lauf' nicht zu oft hinauf!" — Seine Mutter hatte ihn gebeten, das nicht zu thun. — Die beiden Alten kannten all' das besser als er, das war natürlich, aber jetzt, erst jetzt bedachte, überlegte er sich selbst ebenfalls die ganze Sachlage und fragte sich, wie das enden solle. Als er aber sich wieder Linchen lebhaft vorstellte, als sie mit ihrer ganzen Lieblichkeit vor seine Augen trat, verschwanden alle diese Bedenken wie die herbstlichen Nebel vor der Sonne. — „Ich bin eben verliebt in sie," sagte er halblaut zu sich selbst, „und will's bleiben, wenn auch die Welt in Trümmer geht." —

Er war während solcher Gedanken thaleinwärts gegangen und etwa noch fünfzig Schritte von der Mühle entfernt, als er plötzlich den alten Kremser kommen, bedächtig über den Steg schreiten und gerade auf sich zugehen sah. Es war jene Mühle, von welcher sein Vater ge-

sagt, daß man dort verdächtiges Gesindel beherberge, und in der That auch eben die, in welcher die Krebsen Maria ihren Unterschlupf gefunden, aber er hatte keine Zeit, irgend ein Bedenken zu tragen, denn Kremser winkte ihm mit der Hand, und hierauf gingen sich Beide entgegen.

„Guten Morgen, Herr von Thurnfels,“ rief ihm Kremser zu; „schon so früh aus den Federn?“ — Friedrich antwortete, der Morgen sei so außerordentlich schön gewesen, aber Kremser schien das gar nicht zu hören. „Sie wollen hinauf zu uns?“ fragte er. — „Ja,“ erwiederte Friedrich, „vielleicht ein wenig.“ — „Sie lieben Linchen?“ — „Ja!“ Vielleicht die kurze Frage selbst, vielleicht auch der vor wenigen Augenblicken erst gefaßte Entschluß hatte diese offene Antwort bedingt. — „Wollen Sie sie heirathen?“ — „Freilich!“ — „Wird Ihr Herr Vater einwilligen?“ — „Auf keinen Fall!“ — „Wollen Sie dem Willen Ihres Herrn Vaters direct entgegen sein?“ — „Gewiß nicht.“ — „Aber Sie wollen ja doch meine Tochter heirathen?“ — „Ganz gewiß.“ — „Wie wollen Sie denn dies nachher anfangen?“ — Friedrich blickte den Alten einige Augenblicke nachdenklich an. Dann sagte er: „Das weiß ich jetzt noch nicht, aber daß ich's thue, das weiß ich ge-

wiß!" — „Wenn aber ich es auch nicht leiden will?" — „Sie," erwiederte Friedrich vollkommen unbefangen, „Sie? Um Sie scheere ich mich den Teufel!" — „Bravo," sagte Kremser halblaut; man konnte kaum unterscheiden, ob dieses Lob ironisch oder ernstlich gemeint war. Hierauf aber fuhr er fort: „Und die Tante Barbara?" — „Die kümmert mich noch weniger." — „Trotzdem daß Sie sich um mich den Teufel scheeren," sagte jetzt Kremser, „muß ich Sie aber dennoch sehr bitten, heute und in den nächsten acht oder zehn Tagen uns nicht zu besuchen." Er reichte ihm indessen bei diesen Worten freundlich die Hand, welche Friedrich schüttelte und hierauf erwiederte: „Es ist recht, ich will ein paar Tage nicht kommen." — Da Kremser jetzt den Hut leicht lüftete und sich zum Fortgehen anschickte, blieb Friedrich nichts übrig, als ein Gleiches zu thun, und er ging daher ohne weiteren Zweck tiefer einwärts in das Waldthal. —

Wie es häufig so zu gehen pflegt, wenn mehrere Menschen längere Zeit in einer gewissen Abgeschlossenheit zusammen leben, so hatte sich auch auf Thurnfels das so gestaltet; man theilte sich nämlich in mehrere Gruppen, wie die einzelnen Persönlichkeiten sich eben zu behagen schienen.

Schlitt war der fast unzertrennliche Begleiter des Freiherrn. Er folgte demselben stets allein auf seinen Jagdzügen, und da Beide nur selten irgend ein Wild mit nach Hause brachten, so lag die Vermuthung nahe, daß sie weniger dem Waidwerk oblagen, als daß sie die einsamen Waldungen aufsuchten, um sich ungestört besprechen zu können. Erlaubte das Wetter aber keinen Ausflug, so befand sich Schlitt meistens auf Thurnfels' Stube, und nicht selten hatten sich Beide eingeschlossen.

Chikanti hingegen verließ selten das Haus und leistete vorzugsweise der Freifrau Aloisia Gesellschaft, in deren Gunst er sich allmälig festgesetzt zu haben schien. Meistens drehte sich das Gespräch um nahe und entfernte Verwandte der Familie und um andere Bekannte des Hauses, welche man längere Zeit nicht gesehen hatte, das heißt, die Dame des Hauses. Chikanti hatte fast alle diese Herren und Damen gesehen und gesprochen, und war mit vielen selbst intim bekannt. Er wußte genau, wo die „gute Emilie gegenwärtig lebte," wo die „Cousine Henriette den vorigen Winter zubrachte," ob der alte Major N. N. für den nächsten nach Würzburg oder Bamberg ziehen wolle, und mit Sicherheit wußte er anzugeben, in wel-

cher Garnison Carl X., Ferdinand Y. und Ludwig Z. gegenwärtig lagen, nebst tausend anderen unterhaltenden Dingen. Daß Chikanti in der That genau mit allen diesen Leuten bekannt war, lag auf der flachen Hand, denn er wußte so viele einzelne Züge aus ihrem Leben zu erzählen, ja er besaß von vielen sogar vertrauliche, an ihn selbst gerichtete Briefe, daß man nicht zweifeln konnte.

Im Umgange mit der Dame des Hauses entwickelte er übrigens ganz andere Manieren, als in den ersten Tagen seines Aufenthaltes auf Thurnfels. Während er dort mit dem Freiherrn und den beiden anderen Gästen getrunken und geraucht und meist im kurzen grünen Jagdrock erschienen, nahm er jetzt des Abends mit Aloisia den Thee, der zu jener Zeit bereits begann mit Bildung identisch zu werden, schnupfte Spániol, und während er vom zierlich gefältelten Jabot auf seiner Brust mit graziöser Handbewegung die leisen Spuren des braunen Staubes zu entfernen wußte, tändelte nicht minder anmuthig auf seinem Rücken ein reizender kleiner Zopfschelm über die Flächen des Frackrocks. — Für Friedrich hatte er offenbar eine Schwäche. War derselbe anwesend, so ruhte nicht selten Chikanti's Blick träumerisch auf dem schmucken jungen Mann, und ging er, so

folgten ihm seine Augen mit so offenbarem Wohlwollen, daß die Freifrau entzückt war, weil Friedrich ihr höchstes Glück.

„Wenn nur das Mädchen da drüben dem jungen Mann den Kopf nicht verdreht!" hatte Aloisia einmal gesagt. — „Cela ne fait rien," erwiederte Chikanti, „c'est une petite liaison, weiter nichts, cela passe. Unser Friedrich weiß, was er der Familie von Thurnfels, was er seinem Namen schuldig ist!"

Da sich meist das Gespräch um „Familien" drehte, so sagte ein ander Mal die Freifrau: „Ich kenne doch so viele Namen und Familien, aber die Ihrige, lieber Chikanti, ist mir nicht bekannt; wo kommt das nur her?" — Was sonst wie Tactlosigkeit klingt, war hier aber wohl nichts weiter, als ein Zeichen der Ueberzeugung und des höchsten Vertrauens. Es war klar, beim geringsten Zweifel hätte sie sicher nicht diese Frage gethan. — Man sah es an dem freudigen Blicke Chikanti's, daß er auch die Sache so aufnahm. Ja, er beantwortete die offenherzige Frage gleichfalls ohne Rückhalt. „Meine Gnädige," sagte er, „die Ehre berechtigt mich, den Namen Chikanti zu führen. Dem Rechte, der Geburt nach kommt mir wohl ein anderer zu. Bald vielleicht darf ich

auch diesen Namen wieder führen, einen Namen, der Ihnen nicht unbekannt ist.“ Er lächelte eigenthümlich bei diesen Worten. — Als er sich später empfohlen, dachte Aloisia lange nach über diese Worte Chikanti's und sein Lächeln. „Aber er ist keine fünfzig Jahre, ja fast gewiß noch nicht einmal so alt, es kann nicht sein,“ sagte sie hierauf zu sich selbst.

Was Bosbeck anbelangt, so machte derselbe fast täglich längere Spaziergänge, und ward außer der Abendtafel wenig im Schlosse gesehen. Da wir bereits wissen, wem diese Ausflüge galten, so ist es unnöthig, sich bei denselben zu verweilen.

Friedrich endlich streifte einsam in den Wäldern, und wenn er einen Bergrücken erstiegen oder eine Waldeslichtung erreicht, so warf er sehnsüchtige Blicke weithin über Wald und Strom nach den Mauern des alten Schönrain, welche in der Sonne leuchteten und die sein Glück bargen. Denn erst jetzt sah er, wie sehr er Linchen liebe, nun er sechs volle Tage sie nicht gesehen und gesprochen. Dann dachte er daran, sich ein Fernrohr zu verschaffen, wie der alte Kremser mehrere besaß, um wenigstens von der Ferne aus mit ihr sich zu verständigen. — Er kam nicht dazu. Aber da er ohne Zweifel wenig wußte von der zu jener

Zeit noch ziemlich rohen Kunst, mittelst mächtiger Balken sich Signale zu geben, so könnte man sagen, daß die Liebe den Telegraphen erfunden, so wie zu des alten Olim's Zeiten die Schifffahrt.

Als er eines Tages von einer solchen sehnsüchtigen Streiferei nach Hause zurückgekehrt, ließ ihn sein Vater zu sich bescheiden und verbot ihm mit den härtesten Worten, den Schönrain zu besuchen, ja selbst das linke Mainufer zu betreten. Bescheidene Einwürfe brachten rasch den Freiherrn zu ungestümer Heftigkeit. Er wisse jetzt Alles. Der alte Schurke, der Kremser, sei ein Spitzbube und Räuber höchst wahrscheinlich, ein Gauner und Diebshehler gewiß. Seine Tochter eine Hexe und Zauberin, oder noch Schlimmeres. Verdächtige Kerle schlichen dort um die alte Räuberhöhle schon seit einigen Tagen. Morgen wolle er selbst nach Würzburg fahren zu Seiner hochfürstlichen Gnaden, und unterthänigst bitten, das Raubnest ausheben zu lassen; wollten aber die elenden Federfuchser nicht daran, fuhr er, sich selbst im Zorn steigernd, fort, so wollte er, der Freiherr von Thurnfels, mit seinen Leuten hinauf und droben Alles dem Boden gleich machen. Solches war etwa die erfreuliche Mittheilung.

Beiläufig gesagt, unterblieb die Fahrt zur Re-

sidenz und eben so der Sturm auf eigene Faust, hintertrieben von eben dem, der den Freiherrn durch seine Berichte in solche Wuth versetzt. Das Alles hätte wenig in Bosbeck's Plan gepaßt, der die Nachrichten über Kremser hinterbracht, und welchem nur daran lag, Friedrich von der Nähe der Mühle für einige Zeit fern zu halten.

Friedrich ging still von seinem Vater. Einmal widersprachen die Herren Söhne in jener Zeit noch selten ihren Vätern, zweitens — was hätte er sagen sollen? Es fiel ihm jetzt schwer auf's Herz, daß er an jenem Morgen Kremser hatte aus der verdächtigen Mühle kommen sehen; gleichwohl glaubte er noch immer nicht an dessen Schuld, oder an ein Einverständniß mit Strolchen und Dieben.

Es war gebräuchlich im Hause, nach solchen Stürmen sich von der Tafel entschuldigen zu lassen, und Friedrich, das Halbrecht in Anspruch nehmend, schützte heftiges Kopfweh vor, das ihn in seinem Zimmer zurückhalte. Aber er hatte keine Ruhe. Einmal quälten ihn Zweifel, und dann fürchtete er, daß sein Vater wirklich nach Würzburg fahren und dort schlimme Geschichten anrichten könne. Vor einem Handstreiche hatte er weniger Angst. Er war in großer Aufregung

und maß mit immer hastigeren Schritten seine Stube, er wollte Kremser warnen, aber wie?

Sein Diener, der ihm das Essen gebracht, sah ihm lange mit theilnehmenden Blicken zu. Es war ein guter, derber Bauerjunge aus Thurnfels, der als Kind mit dem Junker gespielt hatte und jetzt in seine Dienste getreten war. Daß er ihn liebte und, wenn auch vielleicht nur zum Theil figürlich, durch's Feuer für ihn gegangen wäre, war gewissermaßen natürlich, aus Gründen, über welche man gegenwärtig lächelt, welche aber nichts desto weniger gewichtige Gründe sind.

Endlich sagte Hans ganz einfach: „Schicken Sie mich hinüber, Herr Friedrich!" — Der Angesprochene sah mit der ungeheucheltsten Verwunderung auf seinen Getreuen. „Dich? Wohin denn?" fragte er. Die Verwunderung, daß sein Hans seine Gedanken errathen habe, ließ ihn nicht mehr sprechen, obgleich schon das „wohin" eigentlich unnöthig war, denn er begriff, daß Hans vom Schönrain sprach. — Dieser erwiederte auch eben so anspruchslos wie vorher: „Na, auf den Schönrain, zu der Jungfer Linchen, weil der Papa morgen das ganze Nest in die Luft sprengen und nachher den alten Kremser aufhängen lassen will." — „Woher weißt Du denn das?" — „Das weiß

das ganze Haus.“ — Das war einfach der Ausdruck der Wahrheit, denn wenn sich zwei Familienglieder mit erhobener Stimme zanken, so bleibt die Ursache des Streits, wenn auch vielleicht etwas entstellt, doch keinesfalls ein Geheimniß für die Dienstleute.

Friedrich dachte auch wenig hierüber nach. Aber ein anderer Gedanke flog durch seinen Kopf. Wenn Hans gehen konnte, konnte auch er gehen, er selbst. — „Weißt Du was,“ sagte er, „ich gehe selbst hinüber.“ Hans erschrak. „Wenn der Papa dahinter kommt?“ — „Ach was! Jetzt ist's noch nicht zehn; bis drei Uhr längstens bin ich wieder da.“ Hans kratzte sich hinter den Ohren. „Der Papa! Und seit Seine Fürstlichen Gnaden den Spitzbubenbrief geschrieben haben, wird das ganze Schloß Schlag Neune verriegelt.“ — „Esel!“ sagte Friedrich, „für was haben wir uns denn als Jungen an den höchsten Bäumen die Hosen zerrissen, was mir Zank und neue, und Dir Prügel und nachher meine alten eintrug?“ Er trat an's Fenster. „Unten wohnt Niemand, rechts und links auch nicht. Die Spaliere vom ersten Stock reichen fast hier herauf in den zweiten. Vorwärts!“

Er war bereits Feuer und Flamme. Linchen warnen und — sehen! Schon Mancher, der seine

Liebe drei Tage nicht gesehen, machte einfältigere Streiche als hier der Junker von Thurnfels, der acht Tage von der seinigen getrennt war. Olim meminisse juvabit! Entschuldigen wir ihn also!

„Ich steige am Spalier hinab, Du reichst mir meine Büchse und schleichst auf Deine Kammer,“ sprach der Junker. — „Nein,“ sagte Hans, „so geht's nicht. Ich steige zuerst hinunter, Sie reichen mir zwei Büchsen und dann helfe ich Ihnen ebenfalls abwärts.“ — „Für was denn zwei Büchsen?“ — „Na, eine halt für mich.“ — „Ja, willst denn Du auch mit?“ — „Das ist duclair, wie die Tante im Stifte sagt, wenn was gar nicht anders sein kann. Ich werde Sie wohl allein laufen lassen, den weiten Weg und gar jetzt!“ — Friedrich gab nach. Vielleicht konnte ihm Hans etwas nützen auf seiner Fahrt, zu Hause aber auf keinen Fall. Er ließ ihn also hinabsteigen, reichte ihm die beiden Büchsen und kletterte ihm nach.

Die beiden jungen Leute hatten die Hosen in ihrer harmlosen Kindheit nicht umsonst an den Baumstämmen der heimathlichen Wälder zerrissen. Sie glitten Beide mit einer Schnelligkeit und Geräuschlosigkeit abwärts, welche nichts zu wünschen übrig ließ, und nachdem sie sich hierauf sogleich hinter die Taxushecken des Gartens geschlichen

und längs denselben fortgelaufen waren, überstiegen sie die nicht sehr hohe Gartenmauer und standen am Schloßgraben. Dort stieg Friedrich voran, und als sie endlich an der entgegengesetzten Seite sich im Freien befanden, sagte Hans: „Wenn Seiner Fürstlichen Gnaden Spitzbuben eben so geschwind herein kommen, wie wir heraus, so sieht's schlimm aus!" — Dann liefen Beide dem Walde zu, und als dieser sie aufgenommen hatte, mäßigten sie ihre Schritte in etwas, obgleich sie immerhin noch wacker ausgriffen, Friedrich voran und Hans hinterdrein trollend, war eben der Waldweg schmal, oder friedlich neben einander laufend, erlaubte es die Breite des Weges.

„Ich hab' mir da 'was ausgedacht," sagte nach einiger Zeit endlich Hans. — „Was denn?" — „Wenn der Papa dahinter kommt, daß wir ausgestiegen sind, so sagen Sie, ich wäre daran schuld. Ich hätte einen Schatz, z. B. da drunten in Nantenbach, und wäre in der Nacht fortgelaufen, und Sie wären mir nach, um mir das zu verleiden." — Friedrich lachte: „Das glaubt der Papa in seinem Leben nicht, daß ich Dir nachlaufe, um Dir Deine Liebschaften zu verderben." — „Thut nichts," erwiederte Hans, „er braucht's auch nicht zu glauben, es ist nur für den ersten Anlauf. Dann

sagt er selbst vielleicht etwas, was uns auf gescheidtere Gedanken bringt.“ — Friedrich schüttelte mit dem Kopfe. „Ich mag nicht lügen, aber ich glaube überhaupt nicht, daß man uns vermißt, wenn nicht der alte Johann etwas merkt, der seit der Spitzbubengeschichte jede Nacht alle Schlösser visitirt.“ — „Der alte Johann wird früher wohl auch mit dem gnädigen Herrn Papa ausgestiegen sein zu des Herrn Großvaters Zeiten, das ist ja nichts Unrechtes.“

Unter solchen Gesprächen liefen die Beiden durch den Wald, durch dessen dichtes Astwerk der volle Mond seine Strahlen warf, während ein vom Thale kommender Lufthauch leise flüsternd durch die Wipfel der mächtigen Eichen flog. Sonst war Alles ruhig und still, und als sie endlich unten an den Ufern des Mainstroms standen, war es fast noch stiller, denn es regte sich kein Lüftchen mehr, der Fluß zog spiegeleben und lautlos in seinem Bett dahin, und nur unter den Weiden am Ufer hörte man bisweilen die vorübereilenden Wellen anschlagen in eigenthümlichen gurgelnden und kollernden Tönen.

Hans hatte unter den Weiden den Schelch (Nachen) und den Fahrbaum hervorgezogen, denn in jenen Gegenden des Mains ist die Ruderpoesie

fast unbekannt, und man lenkt den Nachen mittels einer starken, unten mit eisernen Spitzen versehenen Stange. Dann fuhr er seinen Herrn über den Fluß.

Auf der Mitte desselben etwa, wo eben durch eine Wendung ein Theil des oben auf der steilen Höhe liegenden Schönrain sichtbar wurde, bemerkten Beide fast gleichzeitig Licht in der Ruine. — Hans machte mit der Hand eine nach dem Fenster zeigende Bewegung, und Friedrich sagte: „Sie sind noch wach, desto besser.“ — Am andern Ufer angelangt, sprang er rasch aus dem Nachen und sagte: „Gieb Acht auf den Schelch, in einer halben Stunde bin ich wieder da.“ — Aber Hans hatte fast eben so rasch den Nachen unter die bergenden Weiden gezogen, den Fahrbaum geschickt versteckt und stand, seine Büchse auf dem Rücken, neben Friedrich. „Was soll das werden?“ fragte dieser. — „Na, ich werde Sie doch nicht allein da hinauf laufen lassen!“ — „Diesmal wird's wohl nicht anders sein können. Einmal brauch' ich Dich nicht, und zweitens ist es besser, Du bewachst den Schelch. Das wäre eine schlimme Geschichte, wenn jemand Fremdes uns den Schelch auf das andere Ufer führen würde.“ — „Es ist mir eben wegen dieses „Jemand,“ sagte Hans, „der auch Ihnen

begegnen könnte. Seine fürstliche Gnaden —“ „Ach gehe mit dem dummen Zeuge!“ rief Friedrich, „Du bleibst da und damit Punktum.“ — „Wenn Ihnen was attrapiren thut,“ sagte Hans fast weinerlich, indem er sich fügte, „so gätzen (schreien) Sie nur gleich recht, und laufen Sie retour, ich komme dann schon.“ —

„Eine herrliche Zumuthung! Ich soll um Hülfe rufen und davon laufen! Aber er ist doch der bravste Kerl von der Welt!“ — Mit diesen Worten ging Friedrich rüstig dem Walde zu, der ihn bald den Augen des bedenklich nachblickenden Hans entzog, und begann rasch auf bekanntem Pfade bergan zu steigen. — Als er auf den uns bereits bekannten breiteren Fahrweg gelangt war, mußte er einige Augenblicke stehen bleiben, um Athem zu schöpfen, und hierauf ging er weit langsamer auf dem jetzt fast eben verlaufenden Wege aufwärts, als er vorher den steilen Waldpfad hinangeklettert war. Junge Leute pflegen das häufig so zu halten mit Bergpfaden und steilen Treppen, und wohl auch ältere, auf Lebenspfaden und in Geschichten.

Endlich stand er oben auf dem Plateau. Der Vollmond goß sein reiches, fast strahlendes Licht aus über die reizende Ruine, deren noch stehende,

schlanke gothische Säulen noch schlanker emporzusteigen schienen, als bei Tage, und deren Massen noch massiger wurden durch das Mondlicht und seine Schatten. Mit Wohlgefallen blickte der junge Mann auf das prachtvolle vor ihm aufgestiegene Bild, auf die glänzende Waldespracht neben und unter sich im Thale, und auf den bisweilen hell aufblitzenden Mainstrom, in dessen ruhigen Fluthen die Mondesstrahlen sich zu baden schienen. Es kam ihm das Alles so eigenthümlich vor, so ganz anders als bei Tage und im Sonnenscheine! Und als er sich dann an den Zweck seines Kommens erinnerte und auf die Ruine zuschritt, wunderte er sich fast, daß in dieser ganzen Ruhe und Stille auch sein eigener Schritt nicht gehört wurde, obgleich er wußte, daß er über kurzen moosigen Grasboden dahinging, der auch bei Tage jeden Schritt unhörbar machte.

Plötzlich blieb er stehen. Er war längs einer Mauer der fast gänzlich zerfallenen Klosterkirche dahingeschritten, und als er durch eine kleine Oeffnung derselben zufällig in's dachlose Innere dieser Kirche blickte, sah er etwas, das ihn im ersten Augenblicke mit abergläubischem Schreck, dann aber mit dem höchsten Erstaunen erfüllte.

Zwischen den schlank ansteigenden gothischen

Säulen und den zierlichen Spitzbogen der Fenster, bald im Mondlicht, bald zwischen dunklen Schatten, schwebte eine weiße, glänzende Gestalt, sonderbar blitzend und funkelnd, eigenthümlich sich dahin bewegend, mehr fliegend über den Boden, wie es schien, als hüpfend, und still, stumm und lautlos. Im ersten Augenblicke glaubte er den Geist einer Nonne zu sehen, im zweiten erkannte er Linchen. — Im ersten hatte ihm das Erstaunen, der Schreck die Sprache geraubt, im zweiten wollte er nicht mehr sprechen, sondern lauschen athemlos an seiner bergenden Spalte. Was war das?

Das reizende Kind war in ein weißes, fast nebelartiges Gewand gekleidet, welches er nie zuvor an ihr gesehen hatte, und das in phantastischen Falten sie umschwebte, mehr ein Schleier als ein Gewand, mehr eine Wolke als ein Schleier. Dazu blitzten an ihren Armen und Knöcheln funkelnde und strahlende Juwelenbänder, tausendfältig des Mondes Strahlen brechend, und eben so umschloß ein blitzender Gürtel ihre Hüften, während lange Schnüre leuchtender Juwelen vom Halse abwärts über die Brust flossen.

Es war Linchen, das war kein Zweifel, denn als sie einigemal dicht an ihm vorüber flog, erkannte er deutlich jeden Zug ihres lieblich gerö-

theten Gesichts, ja er hörte ihre leisen Athemzüge. Aber was bedeutete das Alles? — Bald streckte sie wie sehnend die Arme aus, bald kreuzte sie dieselben demüthig auf der Brust, bald beschrieb sie einen Kreis um ihr Haupt, den sie zierlich schloß, mit den Spitzen der Finger, bald wieder angstvolle, flehende Abwehr, Händeringen, und eilige, ängstliche Flucht; Alles aber feenhaft, elfenartig, schwebend, fliegend, stumm und lautlos, unendlich reizend, aber — unbegreiflich! — Plötzlich war sie verschwunden — hinter einen Pfeiler? Durch ein Fenster? Versunken in die Erde? Er wußte es nicht; er sah nur, daß sie nicht mehr vor ihm schwebte und funkelte, sonst nichts! —

Athemlos lauschte er noch eine kurze Zeit, dann rief er leise ihren Namen. — Keine Antwort. — Er seufzte tief auf, warum, wußte er wohl kaum selbst, dann aber verfolgte er seinen Weg auf des alten Kremser's Wohnung zu, seinen Vorsatz auszuführen. So sorgfältig er sich aber auch bis dorthin allenthalben umsah, nirgends mehr eine Spur von Linchen, Alles um ihn her blieb ruhig, still, unbeweglich.

Die starke Thür von Eichenholz, welche zu Kremser's Wohnung führte, ging direct in's Freie. Als Friedrich dort angelangt war, pochte er an

dieselbe, und nach einigen Minuten öffnete sich ein kleiner, handgroßer Schieber an dem obern Theile der Thür, und eine vollkommen ruhige Stimme sagte: „Hund, rühr' Dich nicht, sonst kriegst Du eine Kugel durch's Gehirn.“ — Gleichzeitig war der Doppellauf einer Drehflinte in der kleinen Oeffnung erschienen, und hinter dem Visir des Gewehrs Kremser's Kopf. Da die Mündung des Gewehres etwa drei Hände breit von Friedrich's Stirn entfernt war, und die Ruhe Kremser's, welcher ohne Zweifel den Finger am Drücker hatte, nichts Gutes verhieß, so leistete Friedrich der Aufforderung Folge, indem er sich nicht von der Stelle rührte. Jedoch sagte er aber ebenfalls mit ganz ruhigem Tone: „Ich bin's, Herr Kremser, ich, der Friedrich.“ — Kremser schien die Stimme zu erkennen, denn augenblicklich verschwand der Lauf des Gewehres, und sogleich darauf ward die Thür geöffnet, durch welche Friedrich in's Zimmer des Alten eintrat.

Hier sah es kriegerisch aus. Auf dem Tische neben Kremser's Lager lagen ein Paar Pistolen, reich mit Silber garnirt, ein starker Degen ohne Scheide und ein kleines Handbeil oder eine Streitaxt, ebenfalls, wie es den Anschein hatte, mit Silber verziert und von ganz eigenthümlicher fremd-

artiger Arbeit. Ueberdies standen in einer Ecke des Gemaches verschiedene Büchsen und Drehflinten. Zu diesen stellte jetzt Kremser das Gewehr, das er bis jetzt in der Hand behalten hatte, und blickte hierauf Friedrich mit unverhehltem Erstaunen an. „Warum laufen Sie da mitten in der Nacht herauf zu mir? Das hätte schlimm ausfallen können!" sagte er. — Friedrich lachte. „Ich habe mich auch nicht gemuckst!" versetzte er. — Dann aber wurde er ernsthaft, und erzählte Kremser den Zweck seines Besuchs.

Nachdem er zu Ende, sagte Kremser: „Finden Sie es passend, an einen Fremden die Pläne Ihres Vaters zu verrathen?" Und als Friedrich ihn einigermaßen verdutzt ansah, fuhr er fort: „Welche Gründe haben Sie hierzu bewogen?" — „Ich könnte sagen," erwiederte Friedrich etwas ärgerlich, „ich habe unangenehmen Folgen dieser Schritte meines Vaters vorbeugen wollen, aber ich mag es nicht sagen." — „Warum?" — „Weil ich mich nicht entschuldigen will, und weil der Hauptgrund war, Sie zu warnen." — „Und nebenher Linchen wieder einmal zu sehen?" — „Ja," antwortete Friedrich herzhaft. — Es trat eine kurze Pause ein, dann meinte Kremser: „Ihr Herr Vater geht nicht nach Würzburg, und mich hier

oben lassen sie auch in Ruhe. Wenn er Ihnen verboten hat, hier herauf zu kommen, so hat er von seinem Standpunkte aus vollkommen recht. Was mich betrifft, so bitte ich Sie ebenfalls, für das Erste mich einige Zeit lang nicht zu besuchen. Dafür, daß Sie mich gewarnt haben, danke ich Ihnen."

Es trat wieder eine Pause ein, und da junge Leute meist Freude an tüchtigen Waffen haben, so ruhte jetzt Friedrich's Blick auf dem trefflichen Degen Kremser's. Fast instinctartig nahm er ihn in die Hand, prüfte die Klinge und zeigte einige Stöße mit demselben an. „Prächtiger Kerl das!" rief er dabei aus, dann legte er ihn sorgsam in dieselbe Lage, welche er vorher eingenommen, und wollte eine der Pistolen ergreifen. — Kremser sprang rasch herbei. „Halt!" rief er, indem er die Waffen an sich nahm und in einen Kasten legte, „das ist nichts für Sie; sie sind geladen." — Friedrich lachte. „Darf ich kein geladenes Gewehr in die Hand nehmen?" — „Nun denn," sagte Kremser, „sie sind gestohlen!" — „Gestohlen?" fragte Friedrich erschrocken, denn unwillkürlich drängten sich ihm eine Menge unlieber und verwirrender Gedanken auf bei dieser scheinbaren Selbstanklage.

„Ja, gestohlen, und diese Streitaxt ist geraubt, denn ich habe mir die Freiheit genommen, den Herrn, welcher sie vorher besaß, umzubringen und diese Axt und noch einige andere Dinge an mich zu nehmen.“ — „Allmächtiger Gott, ist das wahr?“ — Kremser machte eine heftige Bewegung, und in seine Wangen stieg eine dunkle Röthe: „Tausend Teufel, mein Herr von Thurnfels, ich habe nie gelogen,“ rief er. Dann aber setzte er ruhig, fast freundlich hinzu: „Jetzt gehen Sie aber, damit man Sie zu Hause nicht vermißt, es wäre nicht gut.“ — Mit diesen Worten öffnete er die Thür, und ehe sich's Friedrich versah, stand er im Freien. Der Alte schloß hinter ihm ab, und als er im Fortgehen sich noch einmal umblickte, sah er Licht durch das Schiebfenster der Thür fallen. Ohne Zweifel blickte ihm der Alte nach, ob er auch wirklich den Rückzug antrete.

Bestürzt stieg der junge Mann bergabwärts. Was war das Alles — in Kremser's Zimmer die geraubten und gestohlenen Waffen, vielleicht seine anderen Sachen ebenfalls auf ähnlichem Wege erworben? — Und Linchen, denn er konnte nicht zweifeln, daß sie es war, Linchen in dem reichen Diamantschmucke, den phantastischen Tanz auf-

führend, im Mondschein? Was hatte das zu bedeuten? Dabei fühlte er, daß er trotz aller dieser verwirrenden Gedanken dennoch Linchen liebe wie vorher, selbst auf die Gefahr hin, daß ihr Vater wirklich ein Dieb und Räuber.

Er war gedrückt und niedergeschlagen, als er endlich unten ankam beim Nachen, in welchem Hans schon zum Abfahren bereit stand. — „Gute Briefe?" — fragte er. — „So ziemlich," erwiederte Friedrich. Gern hätte er seinem Getreuen alle seine Abenteuer erzählt, aber er wußte, daß dieser Linchen für eine Hexe und Zigeunerin und den Alten für einen Spitzbuben erklärt haben würde, und das wollte er nicht hören, wenigstens nicht aus fremdem Munde, obgleich es ihm fast vorkam, als sei er selbst auf bestem Wege, Aehnliches zu vermuthen. — Der Weg nach Hause wurde schweigend zurückgelegt, denn da Hans augenblicklich begriffen hatte, daß sein Herr schlechte Geschäfte gemacht, so störte er ihn nicht in seinem Brüten und Sinnen.

Im Schlosse war Alles still und dunkel. War auch vielleicht der „alte" Johann „speculiren" gegangen und hatte des jungen Herrn Abwesenheit bemerkt, so that er wenigstens nicht dergleichen, wahrscheinlich sich der Zeiten erinnernd, wo auch

er mit dem damals jungen „Herrn Heinrich“ allerlei Kreuz- und Querzüge vorgenommen und nicht regelmäßig des Nachts zu Hause gewesen. Blos vor Nachtdieben und Räubern wollte er seines Herrn Haus schirmen. Das Andere kümmerte ihn nicht! — Also erstiegen beide Abenteurer ungestört wieder das Schloß und überzeugten sich des andern Tages zu ihrer Beruhigung, daß niemand der Hausgenossen ihre Abwesenheit bemerkt hatte. —

Nach einem, um Hansens Ausdrücke beizubehalten, Spitzbubenbriefe Seiner fürstlichen Gnaden aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, dessen Benutzung wir, nebst anderen hieher gehörigen interessanten Actenstücken, dem Germanischen Museum zu Nürnberg verdanken, war eine Hauptauflage von Gaunern, Beutelschneidern, Markt- und Nachtdieben, kurzum von gefährlichen Subjecten aller Art zu Fürth, im Gasthause zum goldenen Stern, welchen zu jener Zeit ein französischer Tanzmeister in Pacht genommen hatte. — Wir befinden uns nun in der, freilich unangenehmen Nothwendigkeit, den freundlichen Leser in jenes Hôtel führen zu müssen, um denselben zugleich mit einer gewissen Anzahl seiner Stammgäste bekannt zu machen, und eben so

mit einigen Fremden, welche in Geschäften dasselbe besuchten.

Etwa acht Tage nach dem nächtlichen Ausfluge Friedrich's hatte sich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft dort eingefunden und in einem für jene Zeit keineswegs schlecht oder ärmlich eingerichteten Gastzimmer Platz genommen. Das Zimmer ging zudem auf die Straße, und man schien deshalb entweder kein Unrecht im Schilde zu führen, oder sich doch wenigstens für sicher zu halten. Es erhellte aus dem Gespräche der Anwesenden, daß nur ein Theil derselben Leute aus der Stadt selbst oder der Umgegend waren, während die Mehrzahl Fremde zu sein schienen.

Den Vorsitz führte ein großer starker Mann, welcher Meisel oder Jacob genannt wurde, und sich längere Zeit angelegentlich mit einem unserer alten Bekannten unterhielt, nämlich mit Obertüsch, dem zeitweiligen Kammerdiener des Grafen von Bosbeck. Jacob Meisel war fein nach der damaligen Mode gekleidet, frisirt und gepudert, und hatte sich besonders den Luxus erlaubt, zwei Uhren zu tragen, deren lange Ketten vornehm über seine Beinkleider herabhingen. — Obertüsch trug, seinem Stande gemäß als Kammerdiener eines vornehmen Herrn, eine Art Halblivrée.

Drei andere Herren, welche ebenfalls an der Berathung Antheil nahmen und Meisel in Gewähltheit des Anzuges wenig nachgaben, schienen israelitischen Ursprungs zu sein, und wurden Schnepf, der kleine Schlesinger und der Breslauer genannt. Sie trugen schwarze, feine Tuchkleidung, und beschäftigten sich vorzugsweise mit Petschaftstechen, Verfertigung von falschen Pässen, Attesten und ähnlichen Dingen. Die Hauptniederlage derselben, ihre Kanzlei, wie sie es nannten, befand sich aber zu jener Zeit im Weinträublein zu Nürnberg, oder im Hinterspiel, „im letzten Wirthshaus linker Hand, wo man auf Schweinau zu geht."

Noch darf, als der Umgegend angehörig, ein Mann betrachtet werden, welcher Lotter genannt wurde, und als Dieb und Räuber allgemeine Achtung genoß unter Leuten, welche seiner Richtung angehörten. — Er machte in der Reihenfolge, welche man an der Tafel eingenommen hatte, den Uebergang zu fünf, weiter unten sitzenden Männern, verehrten fremden Gästen aus Hanau, welche in Folge eines dort verübten großen Einbruches eine Luftveränderung für räthlich gehalten und seit einigen Tagen in Fürth freundliche Aufnahme gefunden hatten. Wir nennen diese, ohne

auf eine nähere Beschreibung derselben einzugehen, einfach bei ihrem nom de guerre, da uns die von ihren Vätern ererbten oder in der Taufe zugetheilten in der That nicht bekannt sind. Es waren der welsche Franz, Mathias Rothkopf, Schinderhannes, Casimir über der Höh' her, und endlich Sigen Peter, der Nachtdieb. —

Schon nachdem die Berathung aller dieser Ehrenmänner begonnen hatte, waren zwei neue Gäste eingetreten, welchen man aber wenig Aufmerksamkeit schenkte, da, wie bereits bemerkt, wenig Furcht vor Entdeckung zu herrschen schien, und man sich überdies der Gauner- oder Baldoversprache bediente, welche nur Eingeweihte verstanden. — Diese Gäste, ein Mann und eine Frau oder ein Mädchen, nahmen entfernt von den übrigen an dem Seitentischchen Platz, ließen sich Wein bringen, und unterhielten sich angelegentlich zusammen.

„Es ist also bestimmt dort ein tüchtiger Fang zu machen," sagte Meisel zu Obertüsch; „aber warum ruft Bosbeck nicht seine Leute vom Rhein her, und zieht uns in's Vertrauen?" — „Weil es dort schlimme Geschichten gegeben hat, weil man sich dort verborgen, wenigstens ruhig halten muß auf einige Zeit, und weil Alle die drüben

keine Pässe haben und die Landdragoner verdammt aufpassen." — Meisel lachte. „Ihr seid weit zurück in der Bildung," sagte er. „Pässe! die machen wir selbst, kein Richter kennt sein Siegel und seine Schrift, wenn der Schnepf da sie nachgemacht hat." — Schnepf verbeugte sich artig, aber Meisel fuhr fort: „Unten bei Euch ist also der Granus, Bosbeck und Du. Wer ist denn aber dieser Chikanti, von dem mir Bosbeck schreibt?" — „Wir lernten ihn erst auf unserem Schlosse kennen. Er kam mit Postpferden einen Tag vor uns auf's Schloß, verständigte sich aber sogleich mit Bosbeck und Granus und war schon am zweiten Tage ein Dutzbruder von uns Allen. Er hat getreulich geholfen, den Alten mit der Schatzgräberei hinter das Licht zu führen, und hat ganz die Manieren eines vornehmen Herrn."

„Die vornehmen Herren sind die größten Spitzbuben," sagte Meisel mit dem Tone innerer Ueberzeugung. — „Freilich, freilich! Und dieser Chikanti ist ein sehr vornehmer Herr!" — „Ist das Schloß fest?" — „Ziemlich, aber da wir schon drinnen sind, hat's keine Noth. Zudem haben wir den Schlüssel zu der stark verwahrten Silberkammer, welche sonst schwer zu sprengen wäre; Granus hat ihn abgedrückt und nachgemacht, und

wo der Schmuck der gnädigen Frau steht, weiß ich, die Kammerjungfer hat mir's gesagt." — Er lächelte selbstgefällig bei diesen Worten.

„Wie sind sonst die Familienverhältnisse?" fragte nach einer Pause Meisel mit der Miene eines Feldherrn. — „Die Frau ist unbedeutend, merkt nichts, und ist meist auf ihrer Stube. Der Sohn läuft meistens im Walde umher, ist auch wenig zu fürchten, nämlich in sofern, daß er uns vor der Zeit auf die Spur käme. Chikanti kennt merkwürdigerweise alle und jede Verhältnisse der Familie." — „Also sonst keine Verwandten im Hause?" — „Nein, eine alte Tante, eine Schwester des Herrn, ist im Stifte einige Stunden vom Schloß. Chikanti weiß genau, wie es dort aussieht, obgleich ich nicht glaube, daß er dort war. Dann hat mir die Kammerjungfer erzählt, daß ein Bruder des Herrn vor vielen Jahren flüchten mußte, eines Duells halber, oder eines Streites mit seinem Bruder, oder weil er ein paar Soldaten erstochen hat. Er ging in russische, oder weiß Gott in welche Dienste, und jetzt ist er verschollen. Das Mädchen ist noch nicht lange im Hause und hat das nur so erschnappt."

Es entstand wieder ein Pause in dem Ge-

spräch der Beiden, dann bemerkte Meisel nachdenklich: „Ich weiß nicht recht warum, dieser Chikanti, der Alles so genau weiß, macht mir Sorgen. Ihr habt ihm am Ende zu viel vertraut, — wenn's ein Kleckstein (Verräther) wäre?" — „Nein," erwiederte Obertüsch; „er kennt zu viele Kniffe, er ist gut." — „Ihr seid kluge Bursche da unten am Rhein," meinte Meisel, „aber Ihr „kreischt" bisweilen ein wenig viel, und seid leichtgläubig." — „Und Ihr," versetzte Obertüsch gereizt, „da oben in Franken, seid superklug und seht häufig den Wald vor lauter Bäumen nicht." — Meisel winkte ihm mit einem gewissen Anstande zu, als wolle er sagen: Laß gut sein, was hilft's, wenn ich mit Dir streite? Hierauf sagte er: „Allerdings ist die Hauptsache noch zu erledigen, ich sehe den Wald recht gut. Bosbeck schreibt mir, daß das Haus voll von bewaffneten Bedienten und Jägerburschen steckt. Da wäre es ja von vornherein eine Thorheit, anzugreifen." — „Alles besorgt!" erwiederte Obertüsch pfiffig. — „Wie?" — „Durch Granus!" — „Aber wie, wie?" rief Meisel ungeduldig; „ich muß doch wenigstens die Hauptsachen wissen, wenn ich den weiten Weg mit allen meinen Leuten machen soll. Und dann, man läßt jetzt nicht mehr gern Todte

zurück. Noch vor zehn Jahren war das besser, jetzt aber sind die Richter weit klüger, und durch einen Todten sind schon oft andere krank (gefangen) geworden. Ich muß also wissen, wie und auf welche Art Granus die bewaffneten Leute unschädlich machen will." — „Das weiß weder Bosbeck noch ich, und ich glaube, auch Chikanti nicht." — Als Meisel den Namen Chikanti hörte, verzog er das Gesicht, aber Obertüsch fuhr fort: „Indessen hat er den Alten gänzlich in seiner Gewalt, und ich bin überzeugt, daß er es zu Stande bringt." — „Ihr seid von Allem überzeugt, was Euch in Euren Kram paßt! Indessen — ich will's wagen!"

Er warf hierauf einen Blick nach den beiden Fremden, und da er bemerkte, daß der Mann offenbar damit beschäftigt war, der jungen Frau, welche mit ihm eingetreten, angelegentlich den Hof zu machen, so wandte er sich gegen die von Hanau gekommenen Gäste und machte dieselben mit dem Vorhaben bekannt, indem er sie aufforderte, sich an dem Unternehmen zu betheiligen, und ihnen dasselbe zwar nicht als ganz gefahrlos, unbedingt aber als sehr gewinnreich darzustellen suchte. — Der Reuter-Hannes hatte sein Bedenken. „Wir kommen da wieder auf Hanau zu,"

sagte er, „und dort ist's für jetzt nicht kauscher.“ — „Schnepf würde für die herrlichsten Papiere sorgen,“ tröstete ihn Meisel, „und sei der Streich geschehen, versammle man sich wieder hier in Klein-Jerusalem, um regelrecht zu theilen.“

„Wie lautet denn der Brief, den der Bosbeck geschrieben hat?“ sagte Sigen Peter, der Nachtdieb; „wir haben ja noch gar nichts Näheres gehört.“ — „Ganz kann ich ihn nicht vorlesen,“ sagte Meisel, sich in die Brust werfend; „es stehen zum Theil Familienangelegenheiten in demselben, aber die Hauptstellen sollt Ihr hören.“ — Und er las: „Auf dem Polender dieses Söntz ist grandig viel Kesuv und Mesume, was leicht zu fegen ist.“ — Ferner: „Acht also mit zwölf bis fünfzehn in den Jaare von Mackum Lohr, aber zopfet Glasses, denn es kann Nöthling geben.“ — Ferner endlich noch: „Ihr könnt alchen als Pfiffers, als Sochters, als Launigers oder als Horks, und Jam, wenn Hosper, wird Euch geschmust.“ — „Kesuv und Mesume ist die Hauptsache,“ meinte Sigen Peter, „aber —“

In diesem Augenblicke stand der Fremde, welcher bisher, wie es schien, sich durchaus nicht um die Anwesenden bekümmert und sich einzig nur mit seiner weiblichen Begleiterin unterhalten hatte,

an dem Tisch Meisel's und sagte: „Schämt Ihr Euch nicht, solche Dinge zu schwatzen, wenn Fremde dabei sind? Ich habe Alles verstanden!" — „Sagt's einmal her," versetzte Meisel mit außerordentlicher Ruhe. — „Gut," erwiederte der Fremde, „das will ich thun, wenn's Euch Vergnügen macht. — Also: Auf dem Schlosse dieses Edelmanns ist sehr viel Silbergeräth und baares Geld, das leicht zu rauben ist. — Ferner: Geht also mit zwölf bis fünfzehn in den Wald bei der Stadt Lohr, nehmt aber Gewehre mit, denn es kann Blut geben. — Ferner endlich noch: Ihr könnt als Handwerksbursche, als Krämer, als verabschiedete Soldaten oder als Bauern reisen, und der Tag, welcher zum Einbruch bestimmt ist, wird Euch dann gesagt werden. — Ist's richtig?" setzte der Fremde hinzu.

„Vollkommen!" erwiederte Meisel verbindlich, „vollkommen! Sie verstehen die Baldoversprache ganz ausgezeichnet. Wie gedenken Sie, wenn ich mir die Frage erlauben darf, die so eben gemachte Erfahrung zu verwerthen?" — „Ich will mich besinnen." — „Das müßte aber bald geschehen, sonst würde es zu spät werden," sagte Meisel, indem er mit einer leichten Bewegung des Kopfes nach der Thür zeigte. — Während der Fremde

sein Uebersetzungstalent zum Besten gab, hatte sich der welsche Franz unvermerkt an die Thür geschlichen und hielt, mit dem Rücken an dieselbe gelehnt, ein langes blitzendes Messer in der Rechten.

Der Fremde warf einen Blick über die Schulter, zog rasch eine kleine, zu jener Zeit noch seltene Doppelpistole aus der Tasche, deren Hähne er knacken ließ, und deckte sich durch einen gewaltigen Sprung den Rücken mit der nächsten Wand. — Jetzt aber erhoben Schnepf, der kleine Schlesinger und der Breslauer Einsprache. — „Erlauben Sie," rief Schnepf, „machen Sie auf und lassen Sie uns hinaus! „Herr Franz, thun Sie weg den Herterich (Messer). Mer sein Petschaftstecher, mer sein Künstler, mer sein von der Kanzlei, mer stechen in Messing, aber nicht in menschliche Leiber. Mer sein nicht obligat vor solche Vergnügung." —

Der Fremde lachte herzlich. „Welscher Franz, großer Lumpenhund, die Herren von der Kanzlei haben Recht!" sprach er. „Thu' weg den Herterich! Er wäre schlecht angewendet gegen mich, und — umsonst, denn mir käme doch Keiner von Euch Allen." Er steckte die Pistole ruhig in die Tasche, nahm seine Perrücke ab und trat mit

dem Anstande eines Fürsten unter die Gauner. „Ich bin Fetzer!" sagte er großartig.

Der augenblicklichen Stille folgte ein unendlicher Jubel. Die drei Petschaftstecher fühlten sich wie neu geboren, und Alle drängten sich um den großen Mann, um alte Bekanntschaft zu erneuern oder als Neulinge die seinige zu erwerben. „Wenn ich Dich gekannt habe," sagte der welsche Franz, „will ich schieren (hängen)!" — „Alles zu seiner Zeit," erwiederte Fetzer, dann umarmte er Meisel. „Gute Zeit, wie ich sehe, Du siehst nobel aus." Auch die Anderen bekamen ein anerkennendes oder freundliches Wort, und so stand er dort unter den Gaunern und Dieben, ein anerkanntes Talent, eine Größe unter Strebenden.

Mathias Fetzer, eigentlich M. Weber, hatte seinen Räubernamen vom wüthenden Dreinschlagen beim Kampfe erhalten; er war klein und schmächtig von Statur, und hatte dünnes, spärliches Haar, eine aufgestülpte Nase und kleine, tiefliegende, schwarze Augen. Aber sein Muth, seine Gewandtheit, seine List und Entschlossenheit ersetzten reichlich seine körperliche Schwäche, und machten ihn zu einem der gefürchtetsten Räuber seiner Zeit und zugleich zum Liebling der Frauen seines Schlages, denn auch Räuberfrauen erkennen die wahre Größe

an. Wie aber allzu große Frauengunst oft hemmende Gewichte an die Flügel des Genies heften soll, so war es leider auch mit Fetzer der Fall, und eben jetzt befand er sich auf der Flucht vor seiner Frau.

Von streifenden Husaren in Gelnhausen an österreichische Werber ausgehändigt, wurde er in ein schlesisches Regiment gesteckt, und fing eben an sich dort heimisch zu finden, als seine Frau ihn auskundschaftete und ihm nachkam. Er wollte sie nicht anerkennen, aber die anhängliche Gattin wußte den Beistand seiner Vorgesetzten zu gewinnen, und nur durch Hülfe häufiger Anwendung des unpoetischsten aller Zaubermittel, des Stockes, wurde er endlich bewogen, sein häusliches Glück schätzen zu lernen. Der Fall ist eigenthümlich, aber historisch. Der Undankbare entfloh indessen bei passender Gelegenheit und war, zum ersten Male vielleicht in seinem Leben, ängstlich bis zur Ungebühr, in die abgeschüttelten Doppelbande zurückkehren zu müssen.

Allen Bitten Meisel's, der Fahrt nach Franken sich anzuschließen, selbst als Führer, widerstand er unbeugsam. „Meine Frau spürt mich aus," sagte er, „so wie ich mich jetzt bei einem Streiche betheilige, und zudem liegen dort unten österrei=

chische Werber. Nicht um alle Schätze der Welt!" Aber man sprach von dem beabsichtigten Zuge, und Obertüsch pries die Schätze, die man dort zu heben gedachte, und das herrliche Leben, welches die drei verkappten Gauner auf dem Schlosse des gastfreien, arglosen Freiherrn genössen.

Meisel hatte Fetzer nach seiner Begleiterin gefragt, und dieser hatte geantwortet: „Es ist ein braves und geschicktes Mädchen, welches alles Vertrauen verdient. Sie hat gestern in Nürnberg eine Uhr gestohlen mit solcher Fertigkeit, und dieselbe eine Viertelstunde darauf so schlau wieder verkauft, daß die Heiligen im Himmel eine Freude darüber haben müssen. Ich wollte sie für mich gewinnen, aber obgleich ich schon zwei Tage mit ihr reise, will sie doch meine Frau nicht werden. Das ist sonderbar." — Da Fetzer für das Mädchen bürgte und sich überaus für sie interessirte, legte man ihr nichts in den Weg, und außerdem konnte man, ganz abgesehen von dem empfehlenden Vorfall mit der Uhr, auch sonst wohl wahrnehmen, daß sie zur edlen Zunft gehöre, denn bei der stürmischen Scene, welche der Erkennung voranging, gab die Fremde nicht das mindeste Zeichen von Erstaunen oder von Furcht. Sie mußte dergleichen schon öfters erlebt haben. Jetzt

aber, als unter anderen Dingen Obertüsch erzählte, daß Bosbeck die treffliche Tafel des Schlosses häufig nicht besuche, da er ganze Tage auf der Mühle bei seiner Frau, der Krebsen Marie zubringe, erscholl ein dumpfer Klagelaut vom Tische der Fremden. Aller Blicke wendeten sich auf sie, aber sie war mit dem Kopfe auf ihre verschränkten Arme gesunken und schien heftig zu weinen.

Fetzer ging ein Licht auf. „'s muß ein alter Schatz von Bosbeck sein," sagte er für sich. — Die Fremde stand jetzt auf und ging zu Obertüsch. „Seine Frau!" rief sie heftig, „seine Frau! Die Krebsen Maria, seine Frau! Ich bin's und keine andere! O mein Gott! Ich habe ihm zweimal aus dem Kerker geholfen, ich bin in Gefangenschaft gerathen deshalb und bin gepeinigt worden seinetwegen, und habe ihn nicht verrathen. Und als ich loskam, was war mein Lohn? Auch er hat mich mißhandelt kurze Zeit darauf, so daß ich blutend vor ihm lag und krank war länger als drei Wochen. Aber ich habe ihm vergeben und bin ihm gefolgt, treu wie ein Hund, treuer noch — und jetzt — die Krebsen Maria!" — Sie lachte bei diesen Worten laut auf, aber dieses Lachen klang häßlich, häßlich wie das einer

Hyäne, und keiner der verwegenen Gesellen lachte mit ihr oder über sie. Dann brach sie in Verwünschungen aus über Bosbeck und in Schmähungen über jene Maria, welche wir nicht wiederholen können.

Nachdem sie erschöpft geschwiegen, sagte Obertüsch: „Es ist, glaube ich, die Reifke oder Helena, wie man sie auch nannte, die wirklich früher Bosbeck's Frau war.“ — „Ja, es ist die Reifke!“ rief die junge Frau; „und die Reifke wird den Weg finden zu Bosbeck und zu der Krebsen Maria!“ Dann setzte sie sich wieder an ihren Tisch, aber sie weinte nicht mehr, sondern blickte starr und verstört vor sich hin. — Die Räuber besprachen sich leise unter einander, angelegentlich, wie es schien, und wie man aus einzelnen Aeußerungen entnehmen konnte, war der Gegenstand des Gespräches die Reifke und ihre Drohungen gegen Bosbeck.

Endlich stand der Breslauer auf und schien sich entfernen zu wollen, im Vorübergehen warf er, wie zufällig, einen Blick auf Reifke. Er blieb jetzt stehen, betrachtete dieselbe einige Augenblicke, dann nahm er Platz neben ihr und begann nun mit dem Mädchen ein Gespräch mit gedämpfter Stimme, während die am andern Tische sich laut und ungezwungen unterhielten.

„Kindche," sagte der Breslauer zu Reifke, „Du bist von unsere Leut', Du bist keine Christin." — Reife blickte ihn an, als sei sie aus einem schweren Traume erwacht, aber sie antwortete nicht; als aber der Breslauer seine Frage wiederholte, sagte sie mit dumpfer Stimme: „Eine Jüdin? Eine Christin? Ich weiß selbst nicht, was ich bin. Meine Mutter hat mich verflucht, weil ich mit dem Christen davon ging, und die Christen haben mich verhöhnt, weil meine Mutter eine Jüdin war." — „Kindche, Du dauerst mich, weil Du gehörst zu unsere Leut'. Was willst Du thun, was willst Du jetzt anfangen?" — „Ich will —" antwortete Reifke mit demselben Tone wie bisher, „ich will mich aufmachen nach Franken und will den Richtern sagen, daß der Räuber Bosbeck auf dem Schlosse des reichen Edelmanns sitzt, und wenn sie ihn gefangen haben, will ich wider ihn zeugen, und wenn sie ihm den Kopf abgeschlagen, will ich sein Blut trinken. Dann will ich die Krebsen Maria erwürgen, und endlich will ich mir selbst den Tod geben. Das will ich, und heute noch will ich gehen, das zu thun!"

„Lauter schöne Sachen," meinte der Breslauer, „herrliche Sachen! Der Bosbeck ist ein schofler Kerl, es geschieht ihm Recht, wenn der Dallinger

(Henker) über ihn kommt. Aber hat mein Kindche ein' Paß, hat mein Kindche Kleider, hat's Mesume? Reiske, Du wirst gehn mit mir für heute Nacht, meine Sara wird Dir geben eine warme Suppe, ein schönes Bett, und ich, der Breslauer, werd' Dir geben morgen schöne Papiere, Kleider auf die Reis' und Mesume. Warum werd' ich das geben dem Kindche? Weil's mich dauert, weil's ist von unsere Leut'. Reiske, wie gefallt Dir das? Wirst Du gehen mit dem Breslauer zu seiner Sara und schlafen unter seinem Dach?" — „Mich hält Niemand auf, und geschieht das, so sage ich den Zweck meiner Reise. Es ist gleich, ob ich ihn hier verrathe, oder dort." —

„Wie komm' ich mir vor," sprach der Breslauer; „gleich? Wie heißt gleich? Wenn das Reiske sagt hier zu einem Richter: dort in Franken sitzt der Bosbeck! so werd' zuerst einsperren der Richter das Reiske, und werd' sie lassen sitzen acht Tag, und dann werd' er sie wieder fragen, ob sie auch sagt das Nämliche. Hernach werd' er schreiben einen Brief an einen andern Richter und der werd' schreiben wieder einen Brief an wieder einen andern Richter, und werden schreiben zehn Richter zehn Brief', und der Bosbeck werd' blede (fort) sein lange Zeit, ehe kommt der letzte Brief nach

Franken. Und's Reifke? Nu, das Reifke werd' mer ausfegen (peitschen), weil's gelogen hat vor'm hohen Amt, und werd's laufen lassen in einem halben Jahr. Wo werd' sein der Bosbeck? Wo werd' sein die Krebsen Maria, wo's Reifke will erwürgen? Wo werd' sein das Blut und die Rache? Blede! Reifke, ich sag' blede! Der Breslauer ist ein ehrlich Mann! Er sagt, das Reifke muß gehen nach Franken, aber heut' nicht — morgen!" Dann sprach er flüsternd eine Zeit hindurch mit Reifke, und endlich verließen Beide, ohne die Anderen zu grüßen, und wie es den Anschein hatte, auch ohne von diesen bemerkt zu werden, das Zimmer.

Jetzt sagte Fetzer: „Ich leid's nicht, daß Ihr die Reifke zurückhaltet. Bis morgen laß ich mir's gefallen, dann aber geht sie mit mir, mit mir, mit dem sie gekommen. Ich bin der Fetzer!" — Meisel wollte etwas erwiedern, aber Mathias Rothkopf fiel hastig ein: „Wenn das Weib ledig ist, so ist Alles verrathen. Kennt Ihr ein eifersüchtiges Weib? Das ist zu Allem fähig." — „Ist mir gleichgültig!" entgegnete Fetzer; „mag sie verrathen, mag sie nicht verrathen, sie bleibt bei mir, oder es wird nicht gut," setzte er drohend hinzu. — Die Uebrigen blickten sich an, aber Schnepf sagte geschmeidig zu Fetzer: „Es wäre

großes Unrecht, wollte man Euch die Reifke vorenthalten; sie soll, wollt Ihr morgen gehen, mit Euch ziehen. Aber natürlich müßt Ihr derselben ausreden, daß sie den Bosbeck verräth, ehe der Polender in Franken gefaßt ist. Das müßt Ihr uns versprechen." Er reichte Fetzer die Hand. Dieser schlug ein. „Es gilt!" sprach er, „morgen geht die Reifke mit mir, und ich stehe gut für sie, daß sie keine dummen Streiche macht." — —

Des andern Morgens saß Fetzer in demselben Zimmer, in welchem wir ihn gestern zechend mit den übrigen Dieben verlassen. Er hatte die Reste seines Frühstücks vor sich stehen und schien bereits vollständig reisefertig. Seine Kleidung war etwas verändert gegen die gestrige; er hatte das Aussehen eines wandernden Krämers, und neben ihm lag ein leichter Pack und ein Wanderstab. „Die Reifke muß bald kommen," sagte er zu sich selbst, „und dann geht's fort. Ich will mit den Kerlen hier nichts zu thun haben, und Geld habe ich für das Erste." Es war richtig, er hatte Geld, denn kurz nach seiner Desertion war er mit unerhörter Frechheit, und ganz allein bei hellem Tage, bei einem Pfarrer eingebrochen und hatte demselben an dreihundert Thaler entwendet.

Während er nun so dasaß und wahrscheinlich

in Gedanken die zukünftigen Annehmlichkeiten seiner Reise mit Reifke überdachte, bekam er unverhoffte Gesellschaft. Ein Junge von etwa dreizehn bis vierzehn Jahren trat durch die offenstehende Thür, lehnte sich unweit derselben an die Wand und begann, indem er die Hände auf den Rücken legte, mit dem Körper jene eigenthümliche, vor- und rückwärts stoßende oder schwankende Bewegung, welche man in Franken mit dem Provinzialismus „Noteln" oder „Notteln" zu bezeichnen pflegt. Aus dem ganzen Gebahren des Jungen war augenscheinlich zu ersehen, daß derselbe im Zimmer irgend ein Geschäft habe, und daß dies Geschäft zu dem allein anwesenden Fetzer in irgend einer Beziehung stehe, denn seine schwarzen lebendigen Augen flogen unstät über den ganzen Raum, um endlich auf Fetzer haften zu bleiben.

Fetzer begriff dies natürlich augenblicklich, und vermuthete sogleich einen Boten von Reifke. Er fragte daher den Liebesboten, welcher tief schwarze, gerollte Haare und eine gelbliche Gesichtsfarbe hatte, sich in Hemdärmeln befand und etwas defecte Höschen trug: „Was giebt's, Kleiner?" — Der Junge „nottelte" stärker, blieb aber stumm. — „Nun," sprach Fetzer ungeduldig, „was soll

denn das bedeuten? Hast Du einen Auftrag an mich?" — „Ich weiß nit," war die Antwort. —

Fetzer suchte unbemerkt von seinem Stuhl auf den nebenstehenden hinüber zu rücken, um dem Jungen näher zu kommen und ihn plötzlich fassen zu können, dieser aber warf nur einen Blick auf die nahe stehende Thür und fragte dann: „Kann ich wissen, ob Sie der Herr sind?" — „Du hast also einen Auftrag?" — „Es kann sein." — Fetzer unterdrückte einen Fluch und sagte scheinbar ruhig: „Es schickt Dich ein Frauenzimmer?" — „Jetzt seh' ich, daß Sie der Herr sind; ja, es schickte mich ein Frauenzimmer." — „Ah, ein schönes Frauenzimmer." — Der Junge machte ein Gesicht, als ob er Essig im Munde habe, aber er sagte nichts weiter als: „Es kann sein!" — „Wo ist das Frauenzimmer?" — „Außen auf der Brucken, wo der Weg nach Burgfarrenbach zugeht." — Sie erwartet mich bereits! dachte Fetzer. Zum Jungen aber sprach er: „Was sollst Du mir ausrichten?" — „Nu," erwiederte dieser, „die Frau hat mir gegeben drei Geldstück', ich soll sehen, ob der fremde Herr noch im Stern ist. Und ist er da, soll ich laufen und soll's ihr sagen. Sie hat vier Soldaten bei sich, mer heißt sie Oesterreicher."

Man kann seine Gesichtszüge in der Gewalt haben, selten aber gelingt dasselbe mit der Farbe des Gesichts. Fetzer wurde daher leichenblaß, aber er verzog keine Muskel, sondern sagte zu dem Buben: „Zeige einmal das Geld!" Der Junge näherte sich und hielt drei österreichische Zwanziger in die Höhe.

Es war kein Zweifel. Fetzer's Frau stand vor dem Thore, mit Soldaten, die ihm, dem Desertirten, auf der Spur waren. Hatte sie die Gewißheit seines Hierseins, so konnte sie leicht von den Preußen seine Auslieferung verlangen. Es überkam ihn ein unendliches, weniger süßes als vielmehr wehmüthiges Gefühl, wenn er an die Wiederkehr seiner Ehestandsfreuden beim Regiment und andere damit verknüpfte Annehmlichkeiten dachte, und er war rasch gefaßt. „Junge, wie heißt Du?" fragte er. — „Man heißt mich Salmche." — „Salmche, Du bist ein gescheidter Junge! Hier hast Du für Deine Mühe zwei Thaler; lauf hinaus und sag' der Frau, der Herr, ich, sei schon heute Morgen nach Erlangen. Wenn Du wiederkommst, bekommst Du noch zwei Thaler." — Salmche nickte mit dem Kopfe: „Ich werd's besorgen."

Darauf ging er, blieb aber an der nächsten

Straßenecke stehen und sah, hinter den Mauern hervorlugend, Fetzer im Sturmschritt auf Nürnberg zueilen. Als derselbe die Stadt hinter sich hatte, lief er dergestalt, daß er, trotz des schlimmen Sandweges, welcher zu jener Zeit die einzige Verbindung zwischen beiden Städten ausmachte, schon in einer Stunde in Nürnberg war. Fürth besuchte er nie wieder, und Reifke schlug er sich aus dem Sinne.

Was Salmche anlangt, so lächelte er pfiffig, steckte die beiden Thaler in seinen rechten Schuh, einen der drei österreichischen Zwanziger in den linken und verfügte sich hierauf zu Herrn Schnepf, dem Petschaftsstecher, dessen Sohn er war. Diesem erstattete er Bericht von der durch die so eben angeführte List glücklich bewirkten Entfernung Fetzer's; der Thaler gedachte er natürlich nicht, aber er übergab schließlich weinend seinem Vater die zwei Zwanziger. „Gebt mer kei Mackes, Aete, einen hab' ich verloren," sagte er dabei. — Schnepf, in der Freude über das Gelingen seines Planes, schenkte dem hoffnungsvollen Sprößling noch eines der beiden Geldstücke, dieser aber schlug sich, nachdem der Vater gegangen, an die Stirn, indem er sagte: „Schote! Warum hab' ich nicht gesteckt zwei in' Schuh, er hätt' mer geschenkt auch das letzte!"

Was Reifke betrifft, so wurde sie in des Breslauers Hause in einem kleinen, sorgfältig vergitterten Gemache gefangen gehalten, im Uebrigen aber gut behandelt, so daß sie in späteren Verhören der alten Sara als einer Mutter, und nur mit Thränen der Dankbarkeit gedachte. —

Auf Thurnfels war eigentlich Alles auf dem alten Standpunkt. Chikanti war der häufige Gesellschafter der Freifrau, genoß mit ihr die reizende Aussicht über die Waldgegend vom Söller aus, wenn man sich oben im alten Theile des Schlosses befand, und nahm den Thee mit ihr, wenn man sich des Abens in den westlicheren, das heißt eleganteren Theil desselben zurückgezogen hatte. Es gab keinen aufmerksameren Zuhörer als ihn, wenn Aloisia alte Familiengeschichten erzählte. Bisweilen erbat er sich näheren Aufschluß, zu anderen Zeiten flog ein leichtes Lächeln über seine Züge, ein wohlgefälliges und zustimmendes, er gedachte eines Freundes, einer Freundin, deren die Freifrau eben erwähnte, und die Erinnerung that seinem Herzen wohl.

Es kam einmal vor, daß die Frau von Thurnfels von den beiden anderen eben im Schloß befindlichen Gästen sprach. — „Ich lernte beide Herren erst hier in Ihrem Hause kennen,“ sagte

Chikanti; „aber — nun, ich gebe Ihnen später Aufschlüsse über dieselben, es ist jetzt noch nicht Zeit.“ — Er brach das Gespräch mit Gewandtheit ab, und man sprach bald wieder von Wien und von den Vettern und Basen, und das zwar, nach der Sitte jener Zeit, in der liebenswürdigen Mischung von zwei Dritteln Deutsch und einem Drittel Französisch, wie es unvermeidlich war in guter société.

Bosbeck sah man nur wenig. Er schien ein wahrer Schwärmer geworden zu sein für die Naturschönheiten der Umgegend, denn fast täglich verließ er am Morgen das Schloß, um erst spät am Abend wiederzukehren.

Mit Schlitt schien indessen in den letzten Tagen eine Veränderung vorgegangen. Zwar befand er sich noch stets fast ausschließlich in der Gesellschaft des Hausherrn, aber er war einsilbig geworden, vermied sichtlich den Gegenstand zu berühren, welcher bisher vorzugsweise von Beiden besprochen wurde, und es lag klar am Tage, daß irgend etwas drückend auf ihm lastete. Dies eigenthümliche Benehmen wurde eines Tages so auffallend, daß Thurnfels nicht umhin konnte, nach der Ursache zu fragen. Schlitt antwortete ausweichend, und als Thurnfels nichts desto weniger in

ihn drang, sich ihm zu eröffnen, faßte er die Hand des Freiherrn, blickte ihm eine Zeit lang wie trübe sinnend in die Augen, und sagte dann: „Lassen Sie mich ziehen!" — Verwundert erwiederte jener: „Aber um Gottes willen, warum denn? Was haben Sie in den letzten Tagen? Was stimmt Sie so schwermüthig? Habe ich Ihnen Anlaß gegeben, oder hat Jemand aus meinem Hause gewagt — ?" —

„Nein," versetzte Schlitt mit dem Kopfe schüttelnd, „nein, das ist es nicht. Eben das Gegentheil. Gerade die liebenswürdige Aufnahme, welche ich von allen Seiten her in Ihrem gastfreien Hause erfahren, ist schuld an diesem Kummer und an den Zweifeln, welche mich quälen." — „Erklären Sie sich doch, sprechen Sie!" — „Soll ich, während ich beabsichtige, ein großes, es kann sein, ein sehr großes Glück Ihnen zu bereiten, vielleicht ohne mein Verschulden gerade das Gegentheil herbeiführen, vielleicht selbst Ihren Tod? O, mein Gott!" Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Es läßt sich denken, daß Thurnfels sich hiermit nicht beruhigen ließ und immer lebhafter in ihn drang, sich auszusprechen. Er erfuhr endlich Folgendes: Schlitt's Gabe, verborgene edle Metalle zu entdecken, war bekannt und wurde nicht

mehr bezweifelt, da er noch später und nach jener Probe im Speisezimmer verschiedene Beispiele dieser unglücklichen, wie er sie nannte, ihm inwohnenden Kraft gegeben hatte. Nun hatte er auf einsamen Spaziergängen, welche er in der letzten Zeit einige Mal unternommen hatte, in der Nähe eines gewissen, jenseit des Mains liegenden Berges stets ein so eigenthümliches und ganz besonderes Gefühl gehabt, daß er fast irre wurde an seiner Gabe, denn jenes Gefühl sei zwar ähnlich dem bei verborgenem Golde oder Silber empfundenen, aber dennoch deutlich verschieden. Als er endlich versuchte den Berg zu besteigen, hatte er selbst heftigen Schmerz empfunden, und nur mit der äußersten Anstrengung war es ihm gelungen, eine Strecke emporzuklimmen. Als er aber den Rückweg antrat, ging es fast noch schlimmer, denn er schien angezogen zu werden von der Masse des Berges, seine Arme streckten sich unwillkürlich aus nach demselben, und geriethen in eine ähnliche zitternde Bewegung, wie seine Finger bei der Nähe von edlen Metallen, und nur mit der größten Anstrengung und dem Aufbieten aller seiner moralischen Kraft gelang es ihm, den Rückweg zu erzwingen.

Aber Baron Karl von Schlitt aus Preußen war nicht der Mann, sich durch dergleichen ab-

schrecken zu lassen. Er kehrte wieder und besuchte selbst einmal in der Nacht den gefährlichen Ort. Der Freiherr wußte, daß er einmal, nachdem Bosbeck des Abends zurückgekehrt, einen geheimnißvollen Spaziergang gemacht. Jetzt erfuhr er, daß dieser nächtliche Weg den Zweck gehabt, die Stelle zu erforschen, von welcher die Hauptströmungen jener Kräfte ihren Ausgang nahmen, und daß es Schlitt gelungen, dasselbe zu ergründen. Dort in einer Schlucht, nicht tief unter der Erde oder dem Felsen, mußte ein mächtiger, ein unendlicher Schatz liegen.

„Das soll mich freuen," sagte Thurnfels, „obgleich nicht für mich, sondern für meinen Gutsnachbar. Ich habe dort drüben kein Besitzthum mehr, und liegen Schätze dort, so gehören sie jenem und nicht mir. Nicht um alle Güter der Welt würde ich einen Heller aufheben von jenem Berge, der nicht der meinige und den ich jetzt, Ihrer Beschreibung nach, wohl kenne." — Schlitt reichte ihm gerührt die Hand: „Edler Mann! Aechte deutsche Seele, welche auf solche Art das fremde Eigenthum achtet! So bin ich auch! Aber wie heißt der Berg?" — „Der Salzberg." — Schlitt fuhr zurück und bedeckte mit der Hand seine Augen. „Großer, allmächtiger Gott! ist es

möglich?" rief er. — „Freilich, so heißt er; aber was ist denn da Besonderes dabei? So nennt man den Berg seit undenklichen Zeiten."

Aus Schlitt's Augen drangen Thränen, Thränen, wie wir selbst sie aus verschiedenen Augen niederfallen sahen, edle Perlen, denn sie fielen wegen des Glückes seiner Nebenmenschen. Er faltete die Hände und schlug die Augen zum Himmel empor. „Großer, gerechter Gott, ich danke Dir, daß Du mich berufen und auserwählt hast, ein solches Glück für meine Mitbrüder zu entdecken!" sprach er endlich. — „Zum Teufel," rief Thurnfels ungeduldig, „was für ein Glück? Was zum Henker steckt in dem Berge?" — Schlitt legte ihm gewichtig die Hand auf die Schulter. „Salz!" sagte er mit dem Tone der Ueberzeugung. — Jetzt wechselten gewissermaßen die Rollen, denn nun schien Thurnfels tief ergriffen. „Das wäre ein großes, großes Glück, weniger für meinen Nachbar selbst, als für die armen Leute der Umgegend. Billigeres Salz, Arbeit! Ein lebhafter Umschwung des ganzen Lebens! Es wäre, wie gesagt, ein großes Glück!" — „Es wäre?" sagte Schlitt, „es wäre? Nein, es ist! Mein Gefühl täuscht mich nicht, das weiß ich nur zu gewiß, und dann der Name

Salzberg! Es liegt ja auf der Hand, daß vor alter Zeit bereits Salz dort gegraben wurde. Weiß Gott, aus welchem Grunde, Krieg, Pest, Indolenz, wurde die Arbeit wieder aufgegeben!" —

Man überlegte jetzt die Sache näher, und endlich bekam Thurnfels die Ueberzeugung, daß wirklich Salz in jenem Berge verborgen. Schlitt rieth ihm jetzt, seinen Nachbar davon in Kenntniß zu setzen, aber Thurnfels erwiederte, daß dies auf keinen Fall anginge, ehe man wirklich auf ein Salzlager oder eine Quelle gestoßen sei. Man würde ihnen keinen Glauben beimessen und ihn, Thurnfels, für einen Narren, Schlitt aber für einen Schatzgräber oder Schwindler halten.

Wir lassen es auf sich beruhen, in wie fern Thurnfels hier das Wahre getroffen, aber Schlitt sagte mit vieler Ruhe: „Es ist nicht das erste Mal, daß man dies gethan hat; der Unschuldige muß viel leiden. Aber wenn wir nachgraben müssen, — sehen Sie, das ist eben das, was mich so melancholisch machte!" -- Da sehe ich keinen Grund," erwiederte Thurnfels; meinen Sie vielleicht, weil es fremder Grund und Boden ist? Auf die Gefahr lasse ich den stärksten Baum da drüben fällen, oder schieße einen Hirsch. Wenn ich meinem Nachbar ein einziges Wort sage, ist

Alles in Ordnung. Wir stehen ausgezeichnet!" — „Ach nein; das ist es nicht. Aber die Sache, an sich ungefährlich, wird gefährlich im höchsten Grade, wenn wir gestört werden. Es ist dort in der Nähe so mächtiger Salz- oder Metalllager die höchste Potenz des Ur- und Nervenmagnetismus vorhanden. Verstehen Sie das?" — „Nein," sagte Thurnfels treuherzig, „ich versteh's nicht recht!" —

„Ich glaube das wohl, denn wie ich schon früher einmal sagte, so bleibt es dem nächsten Jahrhundert vorbehalten, diese merkwürdigen Geheimnisse zum allgemeinen Eigenthum der Menschheit zu machen. Deshalb für jetzt nur so viel: Nur ich und Sie, der Sie durch den Umgang mit mir, vielleicht auch durch eigene Anlage, bis zu einem gewissen Urfluidum gelangt sind, können jene Nachgrabungen anstellen, dies kann auch nur in der Nacht geschehen, am besten vor Mitternacht. Aber — wenn wir gestört werden, ist Alles verloren. In jener Nacht, in welcher ich drüben meine eigentlichen Forschungen anstellte, begegnete ich zweimal Leuten, welche mächtige Holzlasten davon trugen, und ein Bursche mit einer Flinte hatte einen Rehbock auf dem Rücken."

Thurnfels lachte. „Ja, sie stehlen dem guten

N. N., meinem Nachbar, Holz oder Wild nach Herzenslust. Aber es schadet nicht, er hat genug." — „Ja," erwiederte Schlitt, „das ist möglich. Käme aber so ein Holz- oder Wilddieb in unsere Nähe, so wäre Alles verloren. Dann wird das Streukörnchen zum Centnergewicht, ein Tropfen zum brausenden Waldstrome, ein Hauch zum Orkane, alle Elemente werden entfesselt, stürzen auf uns ein, zermalmen uns." — „Zum Henker," sagte Thurnfels, „ich fürchte mich nicht!" —

„Ich aber führe Sie trotzdem nicht hin. Eben Sie sind der Gefahr am meisten ausgesetzt. Mit welchem Gefühle würde ich vor die Freifrau treten, wenn ich ihr berichten müßte, daß Sie drüben erschlagen lägen? Es geht nicht."

Es entstand eine Pause, dann meinte Thurnfels: „Es ist am Ende nicht so gefährlich mit Ihrem Urfluidum, Ihren Streukügelchen, Ihren Tropfen und Ihren entfesselten Elementen, aber ich weiß ein Mittel, jede Störung unmöglich zu machen." — Schlitt sah ihn zweifelnd an, aber Thurnfels fuhr fort: „Für was hab' ich denn die Menge Jägerburschen, und im Hause selbst noch Leute genug? Wir ziehen einen Kreis um den von Ihnen bestimmten Ort, groß genug, daß Ihr Fluidum uns keine Streiche spielen kann,

und während wir graben und bohren, halten die Unseren Wache und lassen Niemand zu uns. Geht das?" — Schlitt schlug sich an die Stirn. „Freilich geht das," rief er, „freilich, und daß mir das nicht einfiel! Es ist so einfach!" —

Wir hegen die Vermuthung, daß es ihm vielleicht dennoch eingefallen, wenn Thurnfels nicht selbst darauf gekommen wäre, aber wir lassen jetzt Beide ihren Plan ungestört weiter berathen, da dessen Ausführung ohnedies bald zu unserer Kenntniß gelangen wird.

Es war acht oder zehn Tage nach dem so eben erzählten, in Schloß Thurnfels stattgefundenen Gespräche, als Linchen eines Abends kurz vor Sonnenuntergang vom Walde heimkehrte. Kremser hatte ihr jetzt wieder mehr Freiheit gegeben, denn er hatte ihr seit jenem Tage, an welchem er, aus der Mühle kommend, mit Friedrich zusammengetroffen war, verboten, den Wald ohne seine Erlaubniß zu betreten, und wir können dem Leser jetzt wohl vertrauen, daß dies deshalb geschehen war, weil er zu jener Zeit zu verschiedenen Malen ihm unbekannte, wenig Vertrauen erweckende Gesellen im Walde getroffen, und weil ihm der weibliche Gast in der Mühle vielleicht auch einige Bedenken rege gemacht. Er schien indessen bei dem

Müller beruhigende Nachrichten über die bei demselben wohnende Fremde eingezogen zu haben, und da auch die Gegend umher wieder sicher und frei von allem Verdächtigen erschien, so streifte Linchen wie vorher allein im Walde umher.

Auch Friedrich hatte sie während dieser Zeit wieder gesprochen und sie hatte bei dieser Zusammenkunft die ersten Liebesthränen vergossen, weil er ihr mitgetheilt, wie heftig sein Vater gegen ihn gewesen, und wie sehr er gegen den ihrigen und sie selbst eingenommen sei. Sie hatte bis dorthin geliebt, ohne weiter der Zukunft zu gedenken, glücklich, wenn sie zusammen war mit ihrem Freunde, zufrieden, wenn er ihr scheidend versprochen, bald wiederzukehren. Jetzt war sie traurig, weil sich die Aussicht gemindert, ihn häufig zu sehen, und unglücklich, weil er ihretwegen Unangenehmes zu erdulden gehabt. Das war aber auch der ganze Kummer, sie dachte kaum an die Zukunft, und am allerwenigsten an jene Zukunft, welche umsichtige Väter und Mütter im Auge haben betreffs ihrer „versorgungsfähigen" Nachkommenschaft.

Als Linchen an jenem Abend bereits in einiger Entfernung die von der scheidenden Sonne vergoldeten Giebelwände des Schönrains durch

Waldesblößen erblicken konnte, stand plötzlich, wie aus der Erde gestiegen, eine weibliche Gestalt vor ihr. Linchen blieb unbefangen stehen und betrachtete die Fremde, welche schwarze Haare, Augen von derselben Farbe und ziemlich regelmäßige, aber scharf ausgeprägte Gesichtszüge hatte, und deren Anzug, ursprünglich auf einen vermöglichen Mittelstand hindeutend, gegenwärtig ziemlich vernachlässigt schien.

Obgleich Linchen keine Miene machte, sich zu entfernen, streckte die Fremde dennoch die Hand gegen sie aus und sagte in ziemlich barschem Tone: „Halt, geh' nicht von der Stelle!" — Linchen lachte und versetzte unbefangen: „Ich will gar nicht fortgehen, das siehst Du ja. Aber wer bist denn Du?" — Die junge Frau, denn sie mochte höchstens vierundzwanzig Jahre zählen, sah Linchen einige Augenblicke forschend an, dann sprach sie: „Du bist ein gutes, unschuldiges Kind, das sehe ich jetzt wohl. Gieb mir zu essen, ich will Dir Geld geben; dann führe mich nach Thurnfels, welches in der Nähe liegen muß, und dann sollst Du haben, was ich besitze."

Linchen hatte bereits ein Stückchen Brod aus ihrem Korbe genommen, welches sie der Fremden reichte, dann bot sie ihr die im Walde gesammelten

Beeren. „Iß nur," sagte sie gutmüthig, „denn Du mußt, wie es scheint, Hunger haben, aber Geld bedarf ich keines." — Die Fremde verschlang gierig die gereichte Speise. „Ich habe seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen," sagte sie; „sie hätten mich fangen, mich halten können, und ich muß heute noch nach Thurnfels, heute noch, sogleich!" Dann sah sie Linchen durchdringend an und fragte rasch: „Kennst Du die Krebsen Maria?" — „Nein," erwiederte Linchen verwundert; „ich habe noch nie von Einer gehört, die so heißt." — „Du lügst?" — Linchen ward feuerroth. „Höre Du, ich habe in meinem Leben nicht gelogen!" gab sie zur Antwort.

Die Reifke, denn Jedermann hat schon längst errathen, daß sie die Fremde war, erwiederte: „Und doch wohnt sie seit einigen Wochen in einer Mühle dort unten." Sie streckte bei diesen Worten die geballte Faust mit einer drohenden Geberde gegen das Thal hin aus, von welchem man das entfernte Klappern einer Mühle vernahm. „Jetzt führe mich nach Thurnfels," setzte sie hierauf hinzu. — „Mein Vater leidet es nicht," antwortete Linchen, „zumal jetzt, wo es bereits Nacht ist." — „Dein Vater? Wer ist Dein Vater? Ein Richter? Ein Jäger?" — Diese hastig hervorgestoßene Frage

brachte Linchen einigermaßen in Verlegenheit. Sie hatte nie daran gedacht, was eigentlich ihr Vater sei. Sie sagte daher einigermaßen befangen: „Nun, mein Vater ist eben der alte Kremser, wie sie ihn meistens nennen, obgleich er gar nicht so alt ist.“ — „Führe mich zum alten Kremser!“

Linchen war froh. Die Unterhaltung mit Reiffe fing an, ihr peinlich zu werden. Sie schritt also rasch voran, und als Beide in die Nähe der Ruine kamen, sahen sie bereits Kremser unter seiner Thür stehen. — „Ist das Dein Vater?“ — „Ja.“ — „Wohnt Ihr allein da drinnen?“ — „Freilich!“ — Reiffe eilte auf den Alten zu, und ohne ihm Zeit zu lassen, seine Verwunderung über den unerwarteten Besuch auszusprechen, rief sie mit Heftigkeit: „Ihr müßt mich unverzüglich nach Thurnfels führen. Augenblicklich! Ich bezahle gut. Da!“ Sie zeigte ihm eine Handvoll Geld.

Kremser blies langsam eine mächtige Rauchwolke aus seiner kurzen Pfeife, dann fragte er ruhig: „Es pressirt also stark?“ — „Ja!“ rief Reiffe, „es ist die höchste Zeit! Vorwärts, sputet Euch, sonst ist es zu spät, und Alles ist verloren.“

Sie waren mittlerweile eingetreten. Kremser hatte die Thür abgeschlossen und den Schlüssel in die Tasche gesteckt. „Es ist also Alles verloren,

wenn ich nicht gleich gehe?" fragte er ironisch. — „Ja! Macht mich nicht wahnsinnig!" rief Reiffe. — „Ich will Dich nicht wahnsinnig machen," erwiederte immer noch in seinem vorigen Tone Kremser, „ich will Dich einfach krank machen in dieser Schrende—." — Reiffe fuhr heftig auf, aber Kremser drückte sie auf ihren Sitz nieder und fuhr fort: „Und will jedem Deiner Freunde ein Loch in das Fell brennen, der meiner Thür auf Schußweite nahe kommt." — Reiffe rang die Hände. „Ich bin aus der Hand eines Baldover geflohen, um in die eines Kochum zu fallen! Weh mir!" jammerte sie.

Linchen lauschte ängstlich diesem Gespräch. Was waren dies für sonderbare Ausdrücke und fremde Worte, durch welche sich ihr Vater mit der Fremden verständigte? Warum war er so unfreundlich gegen sie, und aus welchem Grunde wollte jene um jeden Preis heute noch nach Thurnfels?

Auch Kremser wurde nachdenklich. Er blickte Reiffe einige Augenblicke durchdringend an, dann sagte er: „Mädchen, Du gehörst einer Bande an?" — „Ja, so gut wie Ihr." — „Und heute soll ein Einbruch geschehen?" — „Freilich, freilich!" — „Wo?" — „In Thurnfels beim Söntz." — Krem=

ser fuhr unwillkürlich auf, aber er wurde sogleich wieder ruhig. „Warum willst Du durchaus nach Thurnfels?" — „Weil ich den Einbruch verhindern und vor Allem machen will, daß der Hauptmann gefangen wird." — „Ich glaube, sie spricht wahr," sagte Kremser zu sich selbst, „und dann ist keine Zeit zu verlieren." Dann sagte er zu Reifke: „Sprich wahr und kurz aus, was Du weißt. Ich will Dir helfen; aber wenn Du mich zu täuschen versuchst, bist Du verloren." — Reifke zuckte verächtlich mit den Schultern. Hierauf sagte sie: „Ich muß Euch trauen, und mögt Ihr jetzt ein Kochum sein oder nicht, ich will Euch Alles sagen."

Was Kremser erfuhr, und was uns noch nicht vollständig bekannt ist, war etwa Folgendes. Reifke hatte in Fürth das Vertrauen der alten Sara zu gewinnen gewußt, und von dieser den ganzen von Meisel entworfenen Plan des Einbruchs erfahren. Die Alte hatte sie getröstet und die Hoffnung ausgesprochen, daß Bosbeck wohl die Krebsen Maria verstoßen und mit ihr sich wieder aussöhnen werde. Während aber Reifke dies zu glauben schien, dachte sie in der That daran, sich zu befreien, und da der Breslauer, der sich mehr in der „Kanzlei" beschäftigte und der Kunst des Petschaftstechens lebte,

als er sich mit dem eigentlichen gewaltsamen Diebshandwerk befaßte, nicht daran dachte, sie hinlänglich genau auf Feilen und ähnliche Artikel zu untersuchen, so hatte sie gewonnen Spiel. Wie alle Diebe, trug sie stets verborgene Feilen und Stahlsägen bei sich, mit diesen durchsägte sie die Gitter ihres Gefängnisses und entfloh vier Tage vor dem zum Einbruch bestimmten.

Sie hatte sich wohl gemerkt, was ihr der Breslauer von dem flinken Gange der Justiz gesagt, und wollte deshalb an Ort und Stelle selbst den bedrohten Edelmann warnen und zugleich die Gefangennehmung Bosbeck's bewerkstelligen, aber da sie sich im Wald verirrt hatte, kam sie erst spät in die Nähe ihres Reiseziels. Der Einbruch in Thurnfels sollte um elf Uhr beginnen. Bosbeck würde von innen die Thüren öffnen, und die Räuber, welche sich bereits einige Tage unter verschiedenen Verkleidungen in der Nähe aufhielten, einlassen. Mit dem Schlupfwinkel der Diebe im Fall einer Flucht, mit ihrem Zusammenkunftsorte im Fall des Gelingens war sie nicht bekannt, aber sie wußte, daß Granus (Schlitt) den Edelmann, unter einer ihr indessen ebenfalls unbekannten Vorspiegelung, mit seinen bewaffneten Leuten zu rechter Zeit entfernen würde. —

„Herr Jesus!“ rief Linchen erschrocken, „Vater, sie spricht wahr! Schon des Nachmittags sah ich zu verschiedenen Malen Jäger und Bediente von Thurnfels über den Main setzen und sich nach dem Salzberg begeben.“ —

Kremser schnallte sich seinen Degen um, steckte Pistolen in die Tasche und nahm seine Flinte. „Es gilt dem Schlosse,“ sagte er, „und nicht meinem alten Neste hier. Unverzüglich müssen die in Thurnfels gewarnt werden, aber — auch die Jäger, die der alte Narr, der — Thurnfels, selbst fortgeschickt hat, müssen sogleich in Kenntniß gesetzt werden. Wie machen wir das?“ — „Die hole ich!“ rief Linchen. Kremser blickte unschlüssig darein, dann sagte er aber: „Geh' mit Gott, Kind, er wird Dich gnädig beschützen. Du magst wohl schon einmal etwas für die Thurnfels thun.“

Linchen flog den steilen Fußweg abwärts, und da allein das schmale Mühlenthal den Schönrain vom Salzberg trennt, so klomm sie bald die steilen Wände des letztern aufwärts. Sie hoffte dort wenigstens einige der Jäger zu treffen, da ihr schien, als hätten sich die letzten derselben, welche sie von Thurnfels kommen sah, schon am Fuße des Berges vertheilt, um in gewissen Abständen

den Berg zu ersteigen. Irgend ein Punkt auf diesem selbst mußte also ihr Ziel sein.

Wäre das wackere Kind eine Viertelstunde früher durch das Mühlenthal gegangen, so hätte sie die Krebsen Maria bemerken können, wie diese, vom Main zurückkommend, durch die Erlenbüsche huschte und außerordentlich zufrieden in ihre ländliche Wohnung zurückkehrte. Als nämlich Thurnfels mit dem letzten Trupp seiner Leute über den Fluß gesetzt war, hatte sie zu sich selbst gesagt: „Die Männer sind ausnehmend gescheidt und pfiffig, das hört man sie wenigstens täglich sagen, aber trotzdem ginge dennoch Alles schief, wenn wir nicht wären. Wenn nun der alte Narr da droben aus irgend einem Grunde zu früh von seinem Salzgraben zurückkehrt, wie dann? Ich will dafür thun!" Sie schlich zum Main, und da Thurnfels, weniger vorsichtig als früher sein Sohn, versäumt hatte, eine Wache bei dem Nachen zurückzulassen, so hatte sie leichtes Spiel. Sie löste die Nachen, stieß sie hinaus in's Wasser, und hatte die Befriedigung, beide nach kurzer Zeit im Dunkel der Nacht verschwinden zu sehen.

Als daher eine Viertelstunde später Kremser mit Reifke zum Ufer kam, fanden Beide, trotz allem Suchen, kein Mittel zum Uebersetzen. Kremser er-

rieth die Wahrheit. Er stieß einen Fluch aus in einer Sprache, die Reifke nicht verstand, und dann sagte er: „Das hat Niemand gethan als das Weib in der Mühle, sie hat die Schelche treiben lassen!“ — Reifke wußte, wen er meinte; sie schüttelte grimmig die Faust. „Ich komme!“ rief sie mit unterdrückter Wuth, „ich komme auch zu Dir. Aber erst er! Wo ist ein Schelch zu haben?“ fragte sie hierauf, indem sie in die Dunkelheit hinaus über den Fluß spähte. — „Drüben in Neudorf ist wohl einer, aber wie können wir ihn bekommen?“ — „In welcher Gegend?“

Kremser bedeutete ihr die Richtung, und während dessen hatte Reifke ihr Obergewand bereits abgestreift, hatte ein Täschchen mit Geld und einen Dolch auf die Erde geworfen, und ging dem Wasser zu. Im Munde hatte sie ein kleines längliches Päckchen. — „Mädchen, Du wirst doch wahrhaftig nicht hinüber schwimmen wollen?“ rief Kremser, „und dann sind die Schelche, welche einer Gemeinde gehören, meist angeschlossen.“ — Reifke murmelte zwischen den Zähnen: „Das habe ich heute schon in Karlstadt gesehen und darum —“ sie schlug mit der Hand auf das Päckchen, das sie im Munde trug, und ließ sich in den Fluß glei-

ten. Dort griff sie tüchtig aus, so daß sie Kremser bald aus den Augen verlor.

Er blickte noch eine Zeit lang nach der Richtung hin, in welcher sie verschwunden war, und schüttelte mit dem Kopfe. Dann blickte er nach dem Schönrain, dann hinauf nach dem Salzberg. „Was wird mein armes Kind dort droben machen? Großer Gott, wenn ihr etwas zustieße! Aber sie klimmt wie eine Katze, und die Jäger der Thurnfels sind wackere Burschen. Wenn sie sie nur trifft!“

Der Berg lag in der dunkeln, von Sternlicht nur schwach erhellten Nacht wie ein schwarzer, unförmlicher Riese vor ihm. Er lauschte nach dem Flusse hin. Nichts! Einmal glaubte er ein leises Geräusch von drüben zu hören, aber ein Windstoß, der über die Wellen hinwegflog, ließ es verstummen, wenn es auch wirklich vorhanden gewesen. Nun fingen die alten Weiden am Ufer zu zittern an, und dann klang der Wald und sang sein nächtliches Lied, das schönste Lied unter Gottes Himmel, das Lied von der nächtlichen Waldeinsamkeit. Aber auch das verstummte, und Alles war wieder still wie vorher.

Jetzt glaubte Kremser indessen deutlich drüben am andern Ufer ein leises, leises Klirren zu

hören. „Gott verdamm! Sie feilt wahrhaftig die Kette ab!" murmelte er. — Aber jetzt — horch — er hatte sich nicht getäuscht. Im Salzberg klangen Menschenstimmen. Und jetzt drang der Jägerruf, ihm wohl bekannt aus alter Zeit, an sein Ohr:

„Hupp! Wo bist Du?
Hupp, hupp! Hier! Kommt hierher!"

Er wiederholte mit der vollen Kraft seiner Brust den letzten Ruf gegen den Berg zu, einmal, zweimal, zehnmal. Als er sich hierauf umblickte nach dem Fluß, war der Nachen bereits auf dessen Hälfte und glitt gerade auf ihn zu. Jetzt schien es ihm auch, als dränge vom Salzberg her das Geräusch mehrerer eilig gehender Menschen, und es dauerte nicht lange, so tauchten am Waldessaum, am Fuße des Salzberges, dunkle Gestalten auf, welche sich rasch auf ihn zu bewegten. —

Thurnfels hatte am Nachmittag desselben Tages den alten Förster in Kenntniß gesetzt, daß er mit allen seinen Leuten und mit einigen der Dienstleute des Schlosses sich nach dem Salzberg zu begeben habe. Der Alte war durchaus nicht im Stande zu errathen, was es da drüben auf dem fremden Revier eigentlich geben solle. Als

er aber an Ort und Stelle den Befehl erhielt, einen Kreis zu schließen und Niemand, es möge auch vorgehen, was da wolle, eindringen zu lassen, und als er endlich sah, wie „der Herr" und Schlitt, gleich Arbeitsleuten mit allerlei Werkzeug beladen, sich in das Innere des Kreises begaben und alsbald dort zu hämmern und zu klopfen begannen, da wußte er halb und halb, wie viel es geschlagen hatte. — „Schatzgräberei!" brummte er für sich. „Allmächtiger Gott, der Herr mit diesem Lumpen! Was ihm der wohl aufgebunden? Wenn's aufkäme, die Schande!"

Aber das Arbeiten der Beiden im Centrum des Kreises hatte noch nicht lange gewährt, als der Förster eine weiße Gestalt auf sich zukommen sah, welche sich trotz seines Anrufes ihm dennoch furchtlos näherte. Es war Linchen, welche ein glückliches Ungefähr gerade auf den alten Förster zu führte.

Einer der Jägerburschen würde nicht zu thun gewagt haben, was er jetzt that, denn nachdem er den Bericht des athemlosen Linchen vernommen, bedachte er sich einige Augenblicke, dann sagte er: „Komm, Linchen, mit dahinein zum Herrn!" Und dann führte er sie, trotz des scharfen Verbots, schnurstracks in den Kreis und geraden Weges

auf die Stelle zu, wo jene so wacker auf die alten Sandsteine losschlugen.

Der Freiherr war wüthend, er hob den Hammer auf gegen Linchen und besann sich eben noch zu rechter Zeit, daß ein Weib vor ihm stehe und daß er ein Mann sei. Dann aber schnaubte er sie an: „Schönrains Hexe, verdammte, was willst Du?" — Das Mädchen schritt auf ihn zu, legte unbefangen, als ob sie mit ihrem Vater spräche, ihre Hand auf seine Schulter und erzählte ihm rasch, aber klar, was sie wußte und weshalb sie gekommen.

Welcher Zauber liegt in der Wahrheit, wenn sie aus dem Munde der Unschuld fließt! Der Freiherr glaubte nicht blos, er war überzeugt. — „Schlitt," rief er „haben Sie gehört, was —"? Aber Schlitt war verschwunden. Kaum hatte er einige Worte von Linchens Bericht vernommen, als er sich auch schon drückte. Ohne Zweifel hatte er bereits vorher sich dort einen Versteck ausersehen, denn nachdem der Förster seine Jäger zusammengerufen hatte, ergab sich, daß ihn keiner gesehen. Aber es war jetzt keine Zeit, nach ihm zu suchen. Im Sturmschritt eilten die Männer bergab und nach der Stelle, wo sie ihre Nachen gelassen.

Thurnfels hatte unterwegs Linchens Hand gefaßt. „Kind,“ sagte er bewegt, „ich habe Dir schweres Unrecht gethan, aber Du sollst es nicht bereuen, mir den Dienst geleistet zu haben!“ — „Macht jetzt nur, daß wir hinüber kommen nach Thurnfels,“ erwiederte Linchen, „und dem Herrn Friedrich heraushelfen; es muß schon halb Zehn sein, und um Elf kommen die Spitzbuben!“

Als man an's Ufer gekommen war, stieß eben Reifke mit dem Nachen an's Land. Sie nahm ihr Oberkleid ohne viele Umstände über ihr triefendes, leichtes Untergewand und sagte: „Diese Tölpel von Bauern haben armsdicke Ketten an ihren elenden Schelchen. Sonst wäre ich schon längst da.“ — „Ist diese ungenirte Jungfrau da die Spitzbübin, von der Du gesagt?“ flüsterte der Förster Linchen zu. — Aber Reifke, die es dennoch gehört, rief: „Marsch in den Schelch! Eben hat's da unten in einem Neste dreiviertel geschlagen; und für all' die Männer langt kaum dreimal überfahren.“

Kremser hatte während dieser Zeit und indem er mit Thurnfels über den Fluß fuhr, diesem alles Uebrige auseinander gesetzt. Thurnfels sagte ihm Aehnliches wie vorher Linchen, und schüttelte ihm kräftig die Hand, welches Kremser erwiederte

und hinzufügte: „Ich habe Euch schon längst einmal etwas sagen wollen, und nahm mir vor, das in einigen Tagen zu thun. Es kann aber jetzt wohl heute schon geschehen, wenn wir das Gesindel verjagt haben."

Nachdem die Jäger und Bewaffnete übergeschifft, setzten sich Alle in Bewegung, das heißt, man lief mehr, als man ging, und die drei Aeltesten, Thurnfels, Kremser und der Förster waren nicht die letzten. Bezüglich Linchens, welche man nicht allein zurücklassen konnte, da es ungewiß war, ob der Wald nicht streifendes Gesindel beherberge, wurde beschlossen, daß sie zusammen mit Reifke unter Bedeckung einiger Jägerbursche zurückbleiben sollte, aber sie erklärte, daß sie dies unter keiner Bedingung thun würde. „Ich schlüpfe im Dorfe in das erste Bauernhaus und wecke die Leute auf, wenn ich sonst nicht nützen kann," sagte sie, und Reifke versicherte in wegwerfender und höhnischer Weise, sie bedürfe keines Schutzes, und man möge sich nur selbst vor des Bosbeck's Leuten hüten.

Jetzt und auf diesem nächtlichen Eilmarsch ärgerte sich der Freiherr erst tüchtig über die Art, wie ihn die Spitzbuben geprellt. „Bosbeck!" sagte er, „Bosbeck, und der Hund speiste an meiner

Tafel und gab sich für einen Grafen aus!" — „Fangt ihn mir lebendig!" rief Reiske grimmig dazwischen; „daß er dann hängen soll, ist meine Sache!" —

Aber wir müssen jetzt die eilig auf ihren nächtlichen Pfaden dahin Schreitenden verlassen und uns nach Schloß Thurnfels selbst begeben.

Da Friedrich von seinem Vater nicht aufgefordert worden war, ihn auf der Expedition nach dem Salzberg zu begleiten, so nahm er dieses für einen indirecten Befehl, zu Hause zu bleiben, was er auch that und den Abend hindurch seiner Mutter beim Theetisch Gesellschaft leistete. Die Freifrau war neugierig, fast ängstlich bezüglich dieses Einfalls in ein fremdes Eigenthum, aber während Friedrich erklärte, daß er sich keinen Grund hiervon denken könne, gab Chikanti dem Gespräch geschickt eine andere Wendung, und die Sache wurde vergessen oder wenigstens nicht mehr besprochen.

Bosbeck war in den Wald gegangen, um allein, wie er sagte, in der reizenden Natur zu schwärmen; später bei der Tafel bekam er Migraine, was ihm eben nicht besonders gut stand, und begab sich bald auf sein Zimmer. Auch Chikanti entfernte sich bei Zeiten, und es mochte etwa

halb Elf sein, als sich Friedrich ebenfalls auf seinem Zimmer befand und vor dem Schlafengehen gemüthlich eine Pfeife rauchend, sich mit seinem Hans unterhielt.

Eben hatte, nach einiger Zeit, Friedrich diesem gesagt, er solle jetzt nach seiner Kammer gehen, als Hans, welcher zufällig durch das offene Fenster in den Garten geblickt hatte, plötzlich die Hand wie warnend gegen Friedrich aufhob und mit gedämpfter Stimme zu seinem Herrn sagte: „Es ist Jemand im Garten!" — Friedrich spähte nach der bezeichneten Richtung hin, und jetzt sagte Hans: „Zwei sind's, dort ist noch Einer!" — Trotz der Dunkelheit sah Friedrich jetzt wirklich zwei schattenähnliche Gestalten längs der Taxushecken sich auf das Schloß zu bewegen. Es war in jener Zeit nicht viel zu scherzen, und da der Garten regelmäßig jeden Abend verschlossen wurde, war die Sache doppelt bedenklich. Friedrich riß daher eine Büchse von der Wand, trat an's Fenster und rief: „Wer da?"

Keine Antwort, aber die Schatten schienen sich rasch zu nähern. Hans hatte mittlerweile die zweite Büchse ergriffen und stand neben Friedrich, der jetzt rief: „Antwort, oder ich schieße!" — Da der Anruf abermals erfolglos blieb, wollte er

Feuer geben, aber das Zündkraut brannte ab. Er sprang rasch nach einem andern Gewehr, und während dessen hatte Hans, der rasch seine Stelle einnahm, das gleiche Schicksal. Auch ihm brannte das Zündkraut ab, und mit demselben Erfolge versuchte Friedrich einen dritten Schuß. — Hans war mittlerweile an die Kerzen getreten und hatte rasch die abgeschossenen Gewehre untersucht. „Gerechter Gott!" schrie er jetzt mit gellender Stimme, „die Zündlöcher sind mit Draht verstopft!" — Und Friedrich rief, nach dem Garten zeigend: „Da sieh', da sieh'!"

Beide sahen jetzt etwa sechs oder acht Menschen geräuschlos und ohne sich im Mindesten um die oben am Fenster Stehenden zu kümmern, auf das Haus zuhuschen und an der einen Seite der Wand, wo sich eine Thür befand, eben so geräuschlos verschwinden. — Friedrich sprang nach einem Hirschfänger, und Hans rief jetzt: „Die Pistolen sind auch zum Teufel!" — Es war in der That so. Er wollte sie seinem Herrn reichen, aber man hatte sie entfernt. — „Die Hunde!" rief Friedrich, denn Beiden war jetzt ziemlich klar, was im Werke war, und nachdem sich auch Hans mit einem Hirschfänger bewaffnet hatte, stürzten sie nach der Thür. — Sie war von Außen fest

verschlossen. — „O meine arme Mutter!" rief Friedrich, während Hans wie rasend mit gleichen Füßen wider die Thür sprang. Aber diese spottete aller ihrer Anstrengung, da sie von festem, gutem Eichenholz und nach der Sitte jener Zeit mit massiven Eisenbeschlägen versehen war.

Die jungen Leute, welche sahen, daß alle ihre Anstrengungen nicht hinreichen würden, die Thür zu erbrechen, wenigstens nicht in der kurzen Zeit, welche nöthig erschien, blickten sich einen Augenblick an, und dann sprang Hans an dasselbe Fenster, welches wir von dem nächtlichen Zuge nach dem Schönrain her noch kennen, und war im Nu durch dasselbe verschwunden. Eben so rasch folgte ihm Friedrich, und kam eben noch recht, ihn aus den Händen eines Mannes zu retten, welcher den Hinabspringenden rasch umklammert hatte und eben ein Messer nach seiner Brust zückte.

Es war „Casimir über der Höh' her", der dort auf „Schmier" (Wache) gestanden. Er sank, von einem schweren Hieb Friedrich's getroffen, lautlos zu Boden, und Hans rief mit noch halb erstickter Stimme, da ihn der Räuber scharf bei der Kehle gefaßt hatte: „Machen Sie ihn vollends todt, Herr Friedrich, es muß der Hauptmann

sein!" — Aber Friedrich rief: „Er hat genug," und sprang durch die geöffnete Thür in's Haus. Hans folgte ihm, den Räuber seinem Schicksal überlassend.

Wer sich noch nie in einer solcher Lage befunden, mag das Alles ganz gemüthlich lesen oder über die „Erfindungen" angenehm lächeln. Aber wer Aehnliches erlebt, theilt ohne Zweifel das Gefühl der beiden jungen Leute, welches sich ihrer bemächtigte, als sie durch die langen Gänge des Hauses dahin eilten. Diese waren nicht dunkel, wie sie erwartet hatten, sondern ziemlich hell beleuchtet, indem in gewissen Zwischenräumen eigenthümliche Lichter an die Wände geklebt waren.*) Aber Alles war todtenstill, wie ausgestorben, und dennoch wußten Beide, daß fremde Männer im Hause, blutgierige Räuber und Diebe! Das war das Grausige und eigentlich Schreckenerregende bei der Sache. Wo waren die Hausgenossen? Vielleicht schon alle ermordet?

„Zu meiner Mutter, zu der Mutter!" rief Friedrich außer sich. Sie liefen treppenaufwärts, und als sie eben an einem der Leuchter vorübereilten, rief Hans: „Herr Jesus, Sie bluten, Herr

*) Eine Maßregel, welche die Räuber in jener Zeit nie versäumten.

Friedrich!" — „Du auch! Hilft nichts! Es ist von dem draußen!"

Einmal glaubten sie unter sich in den Gewölben einen dumpfen Ton zu vernehmen, aber sie kehrten sich nicht daran. Endlich standen sie unangefochten vor der Thür der Freifrau. Sie war verschlossen und der Schlüssel abgezogen.

„Mutter, Mutter, bist Du da?" rief der Sohn, heftig pochend. — Im Anfang keine Antwort, endlich erkannte sie die Stimme ihres Lieblings. „O mein Gott, Friedrich, bist Du es? Was geht denn vor? Sie haben mich eingeschlossen! Ist Dein Vater da?" versetzte sie. — „Es sind Diebe im Hause," rief Friedrich durch das Schlüsselloch, „verriegele Alles und verrammle die Thüren, lösche Dein Licht und lasse Niemand herein, ausgenommen mich oder Hans." — Er hatte vergessen, daß sie mit dem besten Willen nicht öffnen konnte, aber er hörte, wie sie seinem Rath folgte und allerlei Geräthe an die Thür schleppte; dazwischen bat sie ihn flehend, sich zu verstecken und sich keiner Gefahr auszusetzen. Ach, sie wußte wohl, daß er dies nicht thun würde. Aber — sie war eben eine Mutter.

Plötzlich rief Hans: „Sie kommen! Dort!" — Vier verwegen aussehende Bursche, zum Theil

mit geschwärzlen Gesichtern, wurden am Ende des Ganges sichtbar. — „Vorwärts! Drauf!“ rief Friedrich mit dem Muth, den die Jugend, wohl auch das Gefühl des Rechts giebt. Er und Hans stürzten wie toll auf die Räuber zu, und diese, offenbar überrascht durch den Anblick von Bewaffneten, welche sie alle beseitigt glauben mochten, wichen einige Schritte zurück, faßten aber auf der obersten Stufe einer Treppe Posto. Unsere beiden Ritter warfen sich auf sie, und ein kurzer Kampf begann. Die Räuber waren mit Säbeln und Pistolen bewaffnet, aber sie machten von den letzten keinen Gebrauch, was grundsätzlich geschieht, um keinen Lärm zu machen, und nur im höchsten Nothfall, oder wenn bereits auf sie selbst gefeuert worden. Man war kaum handgemein geworden, als Hans eine leichte Schramme erhielt, was ihn aber dermaßen zur Wuth brachte, daß er sich auf seinen Gegner warf und denselben im Gesicht verwundete. Der Mann taumelte rückwärts, und Friedrich, hart bedrängt, erhielt hierdurch auf einige Secunden Luft. Aber jetzt sahen Beide am Fuße der Treppe noch mehrere andere Räuber erscheinen, welche sich anschickten, hinaufzudringen. — In diesem Augenblick sprang Hans an das Fenster des Ganges, schlug mit seiner Waffe dessen Schei-

den ein, und schrie mit der vollen Kraft seiner Lungen und unter Vorausschickung eines kräftigen ländlichen Fluchs: „Landdragoner, hierher! Besetzt die große Treppe! Wir haben sie!"

Die auf dem oberen Theil der Treppe Befindlichen wichen rasch einige Schritte zurück, denn die Landdragoner waren zu jener Zeit, bei freien Künstlern dieser Art, so beliebt, wie in der Gegenwart die stammverwandte Gensdarmerie, und während dessen fand Hans Zeit, die schwere Thür, welche den Gang absperrte, in's Schloß zu werfen und rasch von Innen die beiden Riegel vorzuschieben. „Dem ganzen Haufen sind wir nicht gewachsen," sprach er dann, „aber zu der Thür kommen sie so schnell nicht herein, obgleich sie's bald probiren werden." — In der That begannen jetzt auch die Diebe, ohne Zweifel ärgerlich, daß sie sich hatten täuschen lassen, mit Heftigkeit gegen die Thür anzustürmen.

„Kommen Sie, Herr Friedrich," sagte Hans leise, „sie haben Aexte, die Thür giebt eher nach, als ich dachte." — „Soll ich im Hause meiner Väter vor Spitzbuben die Flucht ergreifen?" — „Bewahre, aber vor der Uebermacht!" Er zog ihn mit sich fort. — Als sie an die Thür der Freifrau gekommen waren, blieb Friedrich stehen.

„Wenn sie jene Thür durchbrochen, kommen sie hierher. Soll ich fliehen und meine Mutter preisgeben?" — „Das wäre eine schöne Geschichte, wenn sie uns da draußen todt machten, und die Mama hörte Alles da drinnen!" — „Suche Du aus dem Schlosse zu kommen und rufe nach Hülfe. Ich bleibe vor dieser Thür." — „Na," sagte Hans, „seien Sie nur gut. Ich bleibe auch da, es wird am Ende nicht so schlimm!"

In diesem Augenblick hörte man an dem Krachen der Thür, daß dieselbe im Begriff stand, der Gewalt zu weichen, und in der kürzesten Zeit eingebrochen sein werde. Die beiden jungen Leute faßten ihre Waffen fester. — Da fiel ein Schuß, gleich darauf noch einer, dann mehrere. — „Büchsen!" riefen Friedrich und Hans zu gleicher Zeit, denn ein geübtes Ohr vermag leicht den Knall einer Büchse von dem eines gewöhnlichen Schrotgewehres zu unterscheiden, — und hierauf: „Der Papa kommt." —

Beim ersten Schuß hielten die Räuber inne mit dem Erbrechen der Thür, und als mehrere folgten, verließen sie dieselbe, die Treppe abwärts eilend. —

Unsere beiden jungen Freunde gaben jetzt ihren Posten auf und folgten tollkühn den Räubern, in-

dem sie die Thür öffneten und ebenfalls die Treppe hinab sprangen. Alles war jetzt finster, denn die Räuber hatten, als sie sich überfallen sahen, die Lichter gelöscht. Aber sie waren dadurch im Nachtheil, da sie die Gelegenheiten nicht so gut kannten wie die Bewohner des Hauses, und so kam's, daß Friedrich und Hans fast gleichzeitig mit ihnen in der Hausflur ankamen. Das Hauptthor war von Innen verriegelt, und außen im Hofe waren Männer bemüht, dasselbe aufzubrechen, und unter diesen erkannte Friedrich die Stimme seines Vaters, welcher seine Leute anfeuerte. In der Vorhalle selbst liefen etwa zehn der Diebe, so viel man erkennen konnte, ziemlich rathlos umher, und in einiger Entfernung hörte man noch einzelne Schüsse fallen.

„Wir machen auf," flüsterte Friedrich Hans zu, und im andern Augenblick stürzten Beide, mit ihren Hirschfängern wacker um sich schlagend, auf das Thor zu. Ein Theil der Räuber, ihre Absicht erkennend, warf sich ihnen entgegen, aber während Friedrich sie mit kräftigen Hieben abhielt, gelang es Hans, den Riegel zurückzuschieben. Zum Glück hatten die draußen Befindlichen die Stimmen der beiden jungen Leute erkannt, welche, während sie bemüht waren, das Thor zu öffnen, sich gegensei-

tig zuriefen, sonst hätte leicht eine gefährliche Verwechslung stattfinden können, so aber rief Thurnfels, als er mit Kremser zugleich eindrang: „Wenigstens mein Friedrich lebt noch!" Und damit preßte er den Jüngling heftig an seine Brust.

Jetzt hörte man die Stimme Bosbeck's, der in einem der Seitengänge seinen Leuten zurief, ihm zu folgen, und Thurnfels befahl seinen Jägern, in den dunklen Gang auf's Gerathewohl eine Salve zu geben, und nachdem dies geschehen war, sprang er wie wüthend, von seinen Leuten gefolgt, gegen die Räuber an. Diese antworteten mit einigen Schüssen, und waren dann plötzlich verschwunden. Bosbeck hatte für den Fall einer Ueberraschung und nöthigen Flucht längst ein unvergittertes Fenster des Erdgeschosses ausersehen gehabt, und dieses rettete jetzt ihn und seine Leute, denn alle Haupt- und Nebeneingänge des Schlosses waren besetzt.

Thurnfels hatte nur mit der Hälfte seiner Leute den Eingang in das Schloß selbst zu erzwingen gesucht, und die andere Hälfte zur Bewachung der Ein- und Ausgänge benutzt. Jetzt war er außer sich, daß die Räuber und vorzugsweise Bosbeck ihm dennoch entkommen, allein in der dunklen Nacht war an keine Verfolgung zu

denken, und Kremser rieth ihm jetzt vor Allem, das Schloß zu durchsuchen und nach dessen Bewohnern zu sehen.

Man ging zuerst an der Freifrau Thür, und Friedrich rief: „Mach' auf, liebe Mama, ich bin's!" Und Hans, der nicht vergessen hatte, daß die alte Dame nur auf seines Herrn und seine Stimme hin öffnen solle, rief ebenfalls: „Ja, gnädige Mama, machen Sie nur gehorsamst auf. Der Herr Friedrich und ich sind da. Seiner fürstlichen Gnaden Spitzbuben sind alle schappirt."

Nachdem die Freifrau die Verrammlung entfernt und den Riegel zurückgeschoben, sprengte man die Thür, und jetzt fiel Aloisia schluchzend ihrem Sohne um den Hals. „Ich habe es wohl gehört," rief sie weinend, „Du liebes, theures Kind, als ich da innen betend auf den Knieen lag, wie Du Dich vor meiner Thür festgestellt mit dem getreuen Jungen da, und Dein Herzblut vergießen wolltest für Deine Mutter. Gott segne Dich, Gott segne Dich!" — „Jetzt zu den Anderen!" rief Thurnfels.

Man fand die paar alten Diener, die zurückgeblieben waren, geknebelt und mehr oder weniger mißhandelt in der Bedientenstube, und eben so die Mägde in ihren Kammern. Da Niemand

fehlte und eben so Niemand verwundet war, mit Ausnahme einiger leichter Schrammen, welche die Jäger davongetragen hatten, und eben so Hans bei dem Kampf auf der Stiege, war bald Alles heiter, und der Freiherr rief: „Sehen wir jetzt nach Hab' und Gut!"

Da fand man nun allerdings, daß alles eben für den täglichen Gebrauch bestimmte Silber gestohlen war, und eben so fand man den Kasten in Thurnfels' Zimmer erbrochen und alles baare Geld geraubt. Die Silberkammer hingegen war uneröffnet, obgleich man bereits ein Stück der eisernen Thür zu durchbrechen begonnen hatte. Im Schlüsselloch steckte Schlitt's falscher Schlüssel, welcher aber, wie es sich zeigte, im entscheidenden Augenblick seine Dienste versagt hatte, so daß man zu anderen Mitteln zu greifen genöthigt war.

„Gott sei Dank," sagte die Freifrau, „der alte Familienschatz ist gerettet, und meine Diamanten sind es auch!" — „Woher weißt Du das, Aloisia?" fragte Thurnfels; „wir waren ja noch gar nicht in Deinen Zimmern?" — „Doch, Herr von Chikanti hat sie in Verwahrung." — „Wer?" rief Thurnfels; „wer, der Chikanti?" — Kremser lächelte, aber die Freifrau sagte: „Heute, ehe Friedrich zu Ihnen kam, bat mich Chikanti, ihm

nur bis morgen all' meinen Schmuck anzuvertrauen. Herr von Schlitt mache stets Kunststücke, sagte er, mit Silber und Gold, hinter denen nichts sei; er wolle jetzt ein Stück mit Diamanten ausführen, welches das ganze Schloß in Verwunderung setzen solle." — „Und Du gabst sie ihm?" — „Nun freilich. Herr von Chikanti ist ein feiner und vornehmer Herr!" — „Ein feiner und vornehmer Dieb ist er," sagte der Freiherr gutmüthig lachend. „Lassen wir Deinen Schmuck mit meinem Gelde aufgehen. Aber statten wir dem vornehmen Herrn einen Besuch ab!" —

Man fand auf dem Zimmer desselben seinen leeren Koffer, und auf einem Tische ein zierlich gefaltetes Briefchen, in welchem er artig erklärte: daß „Familienverhältnisse" ihn plötzlich abriefen und ihm unmöglich gemacht hätten, sich gebührend zu empfehlen. Der Freifrau dankte er besonders für die genußreichen, bei ihr zugebrachten Abende, und sprach die Ueberzeugung aus, daß die von ihr erhaltenen Notizen ihn in den Stand setzen würden, auch bei anderen Familien das schöne Kunststück mit den Diamanten zu wiederholen. Bei Herrn Grafen von Bosbeck und Herrn von Schlitt, bat er, möge man ihn entschuldigen, weil es ihm unmöglich gewesen, in ihrer Gesellschaft abzureisen.

— Es war dem wirklich so. Chikanti machte Geschäfte auf eigene Faust, und traf blos zufällig mit den anderen Gaunern auf Thurnfels zusammen. — Man mußte eben den Verlust verschmerzen.

Während man nun, nachdem alle Winkel des Hauses sorgfältig durchsucht und die Dienstleute reichlich mit Speise und Trank versehen worden waren, noch alle diese Dinge besprach, erschien Linchen, welche berichtete, daß Reiske, wüthend über das Entkommen Bosbeck's, geschworen habe, ihr Haupt nicht ruhig niederzulegen, bis sie sich gerächt*) und hierauf sich entfernt habe.

Thurnfels strich Linchens Wange und Aloisia, schloß sie mütterlich in die Arme und küßte sie zärtlich. „Du liebes, muthiges Kind," sagte sie, „hast uns Alle gerettet, wie können wir Dir danken!" — „Ach!" erwiederte Linchen unbefangen, „da

*) Sie hielt ihren Schwur. Bosbeck wurde später durch ihre Vermittelung gefangen und im Haag den 19. Mai 1800 gehängt. — Von Schlitt, oder Karl Granus, vulgo Maschocker, sind wir leider nicht im Stande, näher zu berichten; Chikanti aber sahen wir selbst, als Kind, im Anfang des zweiten Decennium dieses Jahrhunderts als Gefangenen auf dem Marienberge zu Würzburg. Er wurde später, wenn wir uns recht errinnern, nach Rußland abgeliefert und nach Sibirien gebracht.

war nicht viel dahinter, in der Nacht hinüber auf den Salzberg zu laufen, und ich konnte doch den Friedrich nicht in der Klemme sitzen lassen!" — „So, also blos des Friedrich's halber hast Du's gethan?" — Linchen erröthete ein wenig, dann sagte sie: „Ich wäre wohl auch Ihretwegen hinüber und auch noch viel weiter, aber — wegen Friedrich doch am liebsten!" Bei diesen Worten wendete sie sich gegen denselben, und dieser ging auf sie zu, faßte sie zuerst bei der Hand, dann aber fiel er ihr plötzlich um den Hals und küßte sie leidenschaftlich.

Der alte Förster, welcher mit einigen seiner Gehülfen von Thurnfels eingeladen worden war, noch zu bleiben, blickte bei diesem unerwarteten Vorgange nach der Decke des Saales, als beobachtete er dort einen außerordentlich interessanten Gegenstand. Seine Gehülfen hingegen verwendeten kein Auge von Linchen und dem jungen Herrn. Desgleichen die Freifrau Aloisia, welche mit mütterlicher Zärtlichkeit und mit, wie es schien, schon in Bereitschaft gehaltenem analogen Segen, auf die Gruppe blickte. Auch der Freiherr sah hin, und schien darüber nachzudenken, ob wohl er in Gegenwart seines seligen gnädigen Papa es gewagt haben würde, dergleichen zu unternehmen.

Kremser aber, der Einzige, welcher sich kaum zu verwundern schien, sagte ruhig: „Setzt Euch, Kinder, ich habe noch ein paar Worte zu sprechen.“ Und als sie, gehorsam, sich wieder auf ihre Plätze begeben hatten, wandte er sich gegen Thurnfels und fuhr fort: „Sie denken wohl jetzt mit allen Räubern am Ende zu sein, und doch ist Jemand hier im Saale, der ein Eigenthum von Ihnen in der Tasche trägt.“ — Alles blickte sich verwundert an; aber Kremser setzte hinzu: „Ich bin's!“ Mit diesen Worten zog er zwei Pistolen aus der Tasche und legte sie vor Thurnfels auf den Tisch.

Der Freiherr blickte auf die reich mit Silber verzierten Waffen und stützte das Haupt in die Hand, überrascht, fast erschreckt im Anfange, dann nachdenkend. „Mein Wappen, mein Wappen, da auf dem Schafte!“ sagte er; „mein Gott, wie ist mir denn?“ — „Erinnern Sie sich dieser Pistolen?“ — „Ja, ohne Zweifel waren sie mein Eigenthum, aber ich erinnere mich nicht, wie ich sie verloren, ich weiß nicht —.“ — „Erinnerst Du Dich auch meiner nicht mehr, Heinrich?“ sagte Kremser, indem er dem Freiherrn die Hand auf die Schulter legte und ihm in die Augen blickte. Thurnfels starrte Kremser einige Augenblicke an, dann wurde er leichenblaß, und hierauf schoß eine

glühende Röthe in seine Wangen. „Wilhelm!" rief er mit zitternder Stimme, „o allmächtiger Gott!" — Er fiel dem wiedergefundenen Bruder stürmisch um den Hals, und ein heißer Thränenstrom stürzte über seine Wangen nieder. Er hatte sich dessen nicht zu schämen!

Dem lieben Leser, der längst errathen, daß Kremser der von Obertüsch in der Spitzbubenschenke zu Fürth erwähnte Bruder Thurnfels' war, brauchen wir nur wenig Aufklärendes zu sagen.

Irrthümlich verwechselt mit seinem jüngern Bruder Heinrich, welcher im Zweikampfe einen Neffen des Fürsten bis zum Tode verwundet hatte, sollte Wilhelm verhaftet werden. Er erklärte, daß er kein Duell gehabt, und als man ihn dennoch greifen wollte, setzte er sich zur Wehr und hatte das Unglück, einen Mann der Wache zu tödten. Nun raffte er zusammen, was sich eben in seiner Wohnung befand, unter Anderem auch Heinrich's Pistolen, und floh. Als seine Briefe, aufgefangen oder verloren, nicht beantwortet wurden, ging er, schlimmen Verdacht im Herzen, in englische Dienste, und bald darauf nach Indien. Das Glück war ihm dort günstig. Er erwarb sich Vermögen, und kehrte nach zwölf Jahren zurück nach Europa.

Aber die erste Nacht, welche er in einer deutschen Seestadt zubrachte, raubte ihm alle seine Schätze, und er rettete aus dem brennenden Gasthofe, welcher hinter ihm zusammenstürzte, nichts als das nackte Leben. Als er jedoch die in ein Feuermeer verwandelte Straße entlang eilte, hörte er in einem der brennenden Häuser ein weinendes Kind. Er trug's aus den Flammen, und hatte jetzt wieder ein Eigenthum, denn Niemand wußte zu jener Zeit und später Auskunft zu geben über die Eltern des Kindes. Ohne Zweifel waren sie verunglückt, wie viele andere Menschen, in dem mächtigen Brande.

Indeß als Bettler, und mit einem einjährigen Kinde von unbekannter Herkunft, wollte er nicht heimkehren zu den Seinigen. So ging er wieder nach England, nahm zum zweiten Mal Dienste, kam abermals nach Indien, und war ihm das Glück schon vorher günstig gewesen, so war es jetzt doppelt der Fall. Er wurde ein reicher Mann. Aber sein größter Schatz war das Kind; das zog er allein auf, ohne weibliche Hülfe. „Füttern Andere junge Hunde und Katzen, warum ich nicht auch ein kleines Kind," sagte er. Freilich, aber Katzen werden eher mündig, als kleine Mädchen, und so hatte er manche Plage; und jetzt — jetzt war sie

groß und liebreizend geworden, und vergalt ihm tausendfältig, daß er auf seinem Pferde sie mit Reis gepäppelt und im heiligen Ganges ihre Windeln gewaschen.

Er war schon einige Jahre in Deutschland und hatte sein Linchen in ein Kloster gegeben, um sie ein wenig europäisch erziehen zu lassen. Es müßte eine herrliche Melange werden, meinte er, so halb indisch und halb nonnisch. Nun, die guten Schwestern schlugen freilich die Hände über dem Kopf zusammen, als ihnen Linchen zum ersten Mal mit ihren Diamanten und in ihrem durchsichtigen Schleier einen indischen Tanz aufführte, aber sie waren bald alle gründlich vernarrt in das liebliche Wesen, welches sich eben so rasch heimisch unter ihnen fühlte, wie an den Ufern des heiligen Stromes der Braminen. —

„Mit Seiner Fürstlichen Gnaden ist wegen meines Handelns von dazumal wieder Alles im Reinen," sagte schließlich Wilhelm von Thurnfels, „und ich bin jetzt da, und will bei Euch leben und sterben; was aber Deinen Sohn und meine Tochter betrifft, so werden eben Beide wohl ein Paar werden." — „Wenn's nur wirklich Deine Tochter wäre!" erwiederte Heinrich; „es wird wohl freilich so werden, wie Du sagst, aber — gar keine

Eltern —. — Linchen lachte. „Der Vater ist mir lieber, als hundert Eltern,“ rief sie, und man sah ihr an, daß sie die Wahrheit sprach, und nebenher auch, daß sie an dieses Vaters Plan nicht im Mindesten zweifelte.

Die Freifrau Aloisia aber sagte: „Bange ist mir freilich auf ma chère Tante im Stifte, aber man kann's nicht Jedem recht machen, und sie wird wohl auch Raison annehmen. Da uns indeß Gott der Barmherzige durch unsern lieben Herrn Bruder und Schwager und durch dieses theure Kind aus so großer Noth und schwerer Drangsal befreit hat, so wollen auch wir, lieber Heinrich, in Gott des Barmherzigen Namen unsere lieben Kinder segnen. Es wird Alles gut werden!“

Und es ward so!

3.

Seeleben.

Wundervolle See! Erhabenes Meer! Was ist wundervoller als Du, was erhabener! Da fliegt sie hin die stolze Brigg auf den dunkelblauen Wogen, der Wind schwellt ihre blendenden Segel, ihr Steuer lenkt mit kundiger Hand der verständige Steuermann, und der Capitän steht am großen Mast, sein Adlerauge prüfend mit einem Feuerblick auf das Tauwerk seines schlanken Schiffes heftend. Ein rother Seidengürtel umschließt die schlanken Hüften, und in ihm steckt, halb Zierde, halb Wehr, ein zierlicher Dolch. Trefflich hebt das leicht mit Silber gestickte Wamms den kräftigen und dennoch zierlichen Wuchs des schönen Mannes hervor. Der Kajütenjunge geht an ihm vorüber, der Sohn einer armen Wittwe, an dem der Edle Vaterstelle vertritt. Er klopft ihm wohlgefällig die blühende Wange. „Bleib' brav, mein Sohn, und habe Gott vor Augen," spricht er mit freundlicher Stimme, und fast will

es scheinen, als trübe eine Thräne sein dunkles Auge. —

Da tönt ein klangvoller, vierstimmiger Männergesang vom Bugspriet.

Wenn im Wind die Segel schwellen,
Schlägt des Schiffers Herz voll Lust,
Und die Freude tönt in hellen
Tönen dann in seiner Brust.

Du, Mond, und all' ihr goldnen Sterne
Blickt segnend auf mein Mädchen nieder,
Bis in der Heimath und der Liebe
Ich finde meinen Himmel wieder!

Es sind die Matrosen, welche also ihre Gefühle aussprechen, und Arm in Arm geschlungen stehen mehrere der Passagiere, den Tönen lauschend.

Unten aber in der zierlichen Kajüte wiegt sich der Glückliche, dem es vergönnt ist, alle diese Herrlichkeit des Seelebens zu genießen, in einer Hängematte; er blickt durch das geöffnete Fenster auf das wogende Meer, und die würzige Seeluft dringt zugleich mit den belebenden Sonnenstrahlen in das Gemach. — Ja, die See ist wundervoll, das Meer ist erhaben, das ist keinem Zweifel unterworfen. Aber das Leben auf der „schlanken Brigg" ist leider ein anderes als der so eben geschilderte, schwärmerische Traum einer unschuldigen Landratte.

Begeben wir uns an Bord und sehen wir die Wirklichkeit. — Es ist ein Schiff, welches Auswanderer nach Californien bringen soll, natürlich gekupfert, schnell segelnd über alle Maßen, die Verpflegung an Trefflichkeit Alles übertreffend, was je dagewesen.

Man ist bereits vier Wochen auf der See. Ob das Schiff gekupfert, hat indessen Niemand gesehen, denn als man an Bord kam, nahm Jeder nur darauf Rücksicht, aus dem endlosen Chaos von Kisten und Kasten sich seines Gepäckes zu versichern und einen Platz zu gewinnen; jetzt aber ist es zu spät, die Taille der Brigg zu bewundern, man kann ihre Außenseite nicht mehr sehen, und erst im nächsten Hafen ist hierzu Gelegenheit.

Daß das Schiff gut segelt, ist jeder überzeugt; es ist auch wirklich der Fall, wäre es aber selbst nicht an dem, so sind doch merkwürdigerweise die Passagiere fast aller Schiffe von der Trefflichkeit ihres Fahrzeuges durchdrungen. Es ist dies ein gewisser Esprit du Corps, wie er sich in tausend anderen Lebensverhältnissen ebenfalls zeigt. Aber die Verpflegung! Sie ist in der That nicht gut zu nennen; nach dem Ausspruche fast aller Passagiere indeß ist sie furchtbar schlecht, grauenhaft, und der Capitän ist bereits von der Mehr-

zahl declarirt. — Da der Rheder, der wohl die Hauptschuld trägt, ruhig in Bremen sitzt und vielleicht so eben eine neue Annonce von gekupferten Schnellseglern in die Welt schickt, hat sich aller Unmuth über den Capitän ergossen, und er macht sich schon beim Frühstück bemerklich durch schlechte Witze und Schelten über den Kaffee, den der Kajütenjunge so eben gebracht hat. Er wird aus einer ungeheuern Blechkanne in mächtige Steingutgefäße gegossen, welche die Stelle der Tassen vertreten, und ist in Wahrheit sehr dünn, sehr kraftlos! Aber man hat vergessen, daß das Wasser auf der Brigg bereits seit vierzehn Tagen vollständig in Fäulniß übergegangen ist. Blos die „Bevorzugten" auf der Brigg und gewisse heroische Seelen können es noch ohne Zuthaten genießen. Man reicht deshalb sehr große Portionen Kaffee, um das nöthige Wasser in den Organismus der Reisenden zu bringen. Das heißt, man verdünnt jede Tasse mit der sechsfachen Menge kochenden Wassers; so ist es wenigstens möglich, den Durst einigermaßen zu löschen, ohne gerade allzu sehr an Verwesung und Fäulniß erinnert zu werden. Zum Kaffee wird Zwieback gereicht, das heißt des Abends vorher beim sogenannten Abendbrode, und wer sich davon Etwas aufgehoben, kann jetzt die

Früchte seiner Mäßigkeit verzehren. Der Zucker wird wöchentlich ausgetheilt, Milch natürlich niemals. Aber während unter Murren und Unzufriedenheit das magere Frühstück jetzt fast schon verzehrt ist, schallt plötzlich ein scharf und hell klingendes Geräusch vom Deck aus in die Kajüte. Es klingt, als ob eine gewisse Anzahl hölzerner Hämmer mit Heftigkeit die Planken des Verdecks bearbeiteten. Der Lärm kommt näher, scheint plötzlich still zu stehen, und entfernt sich dann rasch und mit doppeltem Getöse. Es sind die „Bevorzugten", welche auch den letzten Rest der Schläfer durch ihr Getrampel aus den Kojen treiben, und in Wirklichkeit sechs Ferkel, welche im zarten Alter der deutschen Muttererde entrissen wurden, aber bis jetzt die Einzigen schienen, welchen die Kost der Brigg zu sichtlichem Gedeihen anschlug. Deshalb sind sie die Lieblinge des Capitäns geworden, welcher sie später, nach Absetzung der Passagiere, zu verschmausen gedenkt.

Aber gehen wir auf Deck. Wir haben die hühnerleiterartige Treppe erstiegen, und der Kajütenjunge fliegt uns entgegen, und sucht rasch dahin zu gelangen, von wo wir kommen. Der Capitän, steht wie im Landratten-Traum, allerdings am großen Maste, aber er läßt sein Feuerauge

auf den Bevorzugten ruhen, welche er füttert, und hat, statt die Wangen des Jungen zu pätscheln, demselben einen Tritt auf einen gewissen, nicht nennbaren Körpertheil gegeben, weiß Gott aus welchem Grunde, wahrscheinlich aus gar keinem. Es ist dies auch ohne weitere Bedeutung, kommt häufig vor, und wird kaum von den verschiedenen Gruppen der Passagiere beachtet, welche sich bereits auf Deck begeben haben, denn man befindet sich unter den Tropen, und das Wetter ist prachtvoll.

So spielen denn einige auf einer alten umgestürzten Tonne Schafskopf, andere bessern mit mehr oder weniger Geschick defecte Kleidungsstücke aus, und wieder andere sind bemüht, unreine Wäsche in einem Restchen eben so unreinen Wassers zu reinigen. Am Steuer steht L., der unliebenswürdigste aller jungen Männer, und giebt Anleitung, wie man an Bord nach Yankee-Art waschen müsse. Er war früher in Nordamerika, und nach seiner Aussage ist nichts „praktisch", als was von dort kommt. „Man nimmt," sagte er, „die unreine Wäsche, bündelt sie zusammen und läßt dieselbe, an eine Leine befestigt, vom Schiffe eine Zeit lang durch das Wasser ziehen. Die See arbeitet für uns, und durch den Druck

des Wassers wird das Linnen gereinigt." In der That hat er auch mehrere Genossen beredet, ihm einzelne Stücke anzuvertrauen, welche bereits den Wogen mit vieler Zuversicht übergeben worden sind. Die Leine entwickelt sich, und jetzt ist der Augenblick da, in welchem die alte Thetis als Wäscherin functioniren wird, denn schon sieht man die Wellen über dem, mit der ganzen Schnelligkeit des Schiffes nachgeschleppten Wäschebündel zusammenschlagen. Da reißt die Leine — und während die Brigg gleichmüthig ihren Weg fortsetzt, treiben die unglücklichen Opfer des Experiments verlassen auf den Wellen des atlantischen Ocean. Krampfhaft scheint die rothe Wolljacke des Doctor G. die Unaussprechlichen eines Zwischendeck-Passagiers zu umschlingen, aber Rettung ist unmöglich, und man war bereits lange genug auf der See, um zu wissen, daß man bei dem raschen Gange des Schiffes kaum einen Menschen wieder bekommen hätte, der zufällig über Bord gegangen wäre. L. steckt die Hände in die Taschen seines Rockes und verläßt, ohne eine Silbe zu sprechen den Schauplatz seiner Thaten, während die Actionäre des neuen Unternehmens von den unbetheiligten Zuschauern ausgelacht werden, und theils ihre Ver-

luste großartig zu ertragen scheinen, zum Theil aber auch ihren Aerger offen kundgeben.

Vielleicht sitzt einer oder der andere der Passagiere irgendwo im nothdürftigen Schatten des Tauwerks und liest, denn an Bord spuken der ewige Jude und die Geheimnisse von Paris, dieses Urmodell, nach welchem später die Geheimnisse aller Hauptstädte Europas gefertigt und veröffentlicht worden sind. Beide Bücher, in eine große Anzahl kleine Bändchen zerspalten — „Taschenausgabe, auch jedem Unbemittelten zugänglich" — wandern von Hand zu Hand, und sehen bereits höchst vernachlässigt und unrein aus, wie ein großer Theil der Reisenden selbst. Außer diesen Producten der Romantik hat sich aber sonst nichts Romantisches an Bord gezeigt, obgleich fast schon die Zeit zum „Schaffen" (Mittagessen) gekommen ist, und nichts berechtigt zu der Hoffnung, daß die Einförmigkeit, und gestehen wir es uns, die Langeweile eines jeden Tages sich nicht auch heute wiederholen werde.

Da tönt der Ruf „Schwinfisch" (Schweinefisch) vom Bugspriet, und jetzt beginnt plötzlich das regste Leben. Passagiere erscheinen auf Deck, welche sonst wochenlang in ihren Kojen vergraben liegen, unglückliche, perpetuirlich seekranke, arme Teufel,

selbst die ebenfalls perpetuirlichen beiden Schachspieler der Kajüte sind wie durch einen Zauberschlag auf Deck versetzt. Es sind Delphine im Anmarsch, von den Seeleuten Schweinfische genannt, und schon umspielten einige das Bugspriet, dem rasch segelnden Schiffe lustig voranschwimmend, bald tauchend, bald aus den spritzenden Wellen sich hoch emporschnellend, aber immer munter der Brigg voraus. Der größere Zug der Thiere aber naht an der Backbordseite, mit der eigenthümlichen, gegen den Horizont bogenförmigen Schwimmbewegung aller Wale. Es sind ihrer wohl vierzig bis fünfzig Stück, und es ist zu ihrem Empfange an Bord Alles rasch klar gemacht worden, fast wie „zum Gefecht", und an der Backbordseite sowohl wie am Bugspriet stehen Männer mit Harpunen. Jetzt hebt der Capitän, welcher frei, und nur mit einer Hand sich haltend, in den Ketten des Klüvers steht, den Arm, wirft, und sogleich erschallt der Ruf: „Halt ihn up! Halt ihn up!" Der Delphin ist kunstgerecht getroffen, die Harpune ist tief in seinen Körper eingedrungen, und sechs oder acht kräftige Männer sind bereit, ihn an Bord zu heben. Aber kaum über die Oberfläche des Wassers gebracht, hält durch das jetzt vermehrte Gewicht des Thieres und

durch seine verstärkten Bewegungen die Harpune nicht mehr, und mit einer tiefen, blutenden Wunde, aber frei von Eisen, stürzt das unglückliche Thier in's Wasser zurück, begleitet von dem einstimmigen Rufen der Matrosen: „Da gait he!" — Ja, er geht wirklich, und alle Delphine, welche ich auf der Hinreise nach Südamerika harpuniren sah, gingen auf gleiche Weise verloren, da man sich nie dazu verstand, eine zweite Harpune und ein Tau zu Hülfe zu nehmen, und erst auf der Rückreise habe ich welche an Bord bringen sehen.

Die Brüder und Mitdelphine des Verwundeten aber springen aus dem Wasser, in der That und ohne Scherz, leidenschaftliche Bewegungen machend, wohl aus Mitgefühl über die unwürdige Behandlung, welche einem der Ihrigen widerfahren, und dann folgt der ganze Zug der blutenden Spur, ohne Zweifel um zu helfen oder den Mißhandelten zu unterstützen. Aber auch diese Täuschung geht verloren, wie manche andere zu Wasser und zu Land, denn die Seeleute behaupten, daß der schwergetroffene und ohnedies durch den Blutverlust geschwächte Delphin von seinen Collegen vollends todtgebissen und aufgefressen werde, woraus erhellt, daß die Schweinfische nicht blos die Passion für die Musik mit dem Herrn der

Schöpfung theilen, sondern auch noch allerlei andere kleine Schwächen.

Jetzt aber ist die Essenszeit herangerückt, die Zeit, welche an Bord von der höchsten Wichtigkeit ist. Sie versammelt die Genossen der Kajüte um eine lange, mit einem sehr schmutzigen Tuche bedeckte Tafel. Servietten fehlen. Die Genossen sitzen auf zwei langen, in den Boden der Kajüte befestigten groben Holzbänken, sehr eng an einander gepreßt, aber dennoch haben einige nicht einmal ihre Kojen verlassen. Geschieht dies jedoch an vollkommen windstillen Tagen, so müssen Andere stehend ihr frugales Mahl einnehmen, welches heute aus einer grauen Brühe besteht, in welcher hier und da eine harte Erbse schwimmt, weshalb man wahrscheinlich jener Flüssigkeit den Namen Erbsensuppe gegeben hat. Dann folgt eine Substanz, welche man an Bord Pöckelfleisch, in den gedruckten Annoncen wohl auch „Ochsenfleisch" zu nennen pflegt. Sie besteht indessen in der That aus etwa neunzig Procenten Kochsalz, acht Procenten durch die Salzlauge vollständig ausgezogenen Muskelfasern und zwei Procenten sehr verschiedener Gegenstände, welche, wie es scheint, der Zufall beigefügt hat, bisweilen Erbsen, Linsen, kleine Stückchen Kohle, Kartoffeln, Holzabfälle. Man

hat sich gewöhnt, dieselben als Zugemüse zu betrachten. Dieses ehemalige Fleisch hat indeß unbedingt den Vorzug der Anciennetät, es ist der Nestor aller Nahrungsmittel auf der Brigg, es hat ohne Zweifel schon sechs bis acht Seereisen mitgemacht und in Folge davon eine prachtvolle schillernde Farbe angenommen. Jedoch hat der Naturforscher an Bord den Genossen erklärt, daß dieses wundervolle Irisiren keine Folge der Fäulniß sei, sondern eine optische Erscheinung; man hat sich beruhigt, und verschlingt es nun mit einer Resignation, welche dieser wissenschaftlichen Erklärung alle Ehre macht. Die braune Färbung indeß, welche die auf der Tafel befindliche Wasserflasche mit dem zur Disposition gestellten Getränk zeigt, kann nicht allein mit Hülfe der Physik demonstrirt werden, sondern verdankt ihre Entstehung chemischen Einflüssen, wie schon der Geruch angiebt. — Doch das Diner ist beendet. Ein Theil der Passagiere schlüpft in die Kojen, kleine, Schubladen ähnliche Löcher aus dem Holze der Edeltanne, und nicht von Mahagoni, in welchen zwei Genossen über, bisweilen auch neben einander schlafen und ihre Luft von dem so erwähnten Speise- und Wohnraum, und ihr Licht durch ein

einige Zoll langes und einen Zoll breites, an der Decke befindliches Glas erhalten.

Diese Kojen gleichen eigentlich Hundehütten; dennoch sind sie ein recht gesuchter und geliebter Zufluchtsort an Bord. Es ist eine grauenhafte Idee, nie allein sein zu können, Monate lang stets und unaufhörlich Menschen dicht vor, neben und hinter sich, ja selbst über und unter sich zu sehen und zu wissen. Die Koje ist eine Art Surrogat für die ersehnte Einsamkeit, sie verhält sich zwar zur ächten dunklen Sommer-Waldeinsamkeit wie ein elender Rübenkaffee zum edlen Tranke von Mokka, aber es ist immer wenigstens etwas. Ist man zur Koje gegangen, hat man sich gegen die Schiffswand gekehrt, und die Kattunvorhänge zugezogen, so kann man wenigstens sicher sein, Niemand zu sehen.

Aber das Wetter ist heute, wie bereits erwähnt, prachtvoll, der größte Theil der Passagiere ist daher nicht in die Kojen-Einsamkeit geflohen, sondern hat sich auf das Deck begeben, wieder Schafskopf spielend, Kleidungsstücke bessernd, waschend. Doch hat eine neue Arbeit viele Kräfte in Anspruch genommen, man sonnt Betten, welche mit Geräusch auf Deck ausgebreitet werden, um die tropische Sonne zu genießen.

Mitten unter diesen Arbeiten und der großen Anzahl nützlich beschäftigter Menschen sieht man den Naturforscher dreimal des Tags zu bestimmten Zeiten die Temperatur der Luft messen, eben so oft die des Wassers, stündlich aber den Barometerstand aufzeichnen. In den Zwischenzeiten steht er meist mit einem Netze an der Schanzverkleidung und zieht allerlei Gethier an Bord, welches vom Capitän, der bisweilen dieser Beschäftigung zusieht, fast sämmtlich mit dem Collectivnamen „Qualster" bezeichnet wird.

Hier und da giebt es einen scherzhaften, bisweilen auch vielleicht ärgerlichen Streit unter einigen Passagieren, dann eine kleine Veränderung im Tauwerk, zuletzt das eilige unter Deck Schaffen der gesonnten Betten, und fast ist der Tag zu Ende. Denn die Sonne ist rasch gesunken, nur noch einzelne Gruppen verweilen auf Deck, und die Mehrzahl ist in die Kajüte gegangen, um trotz der dort jetzt herrschenden Hitze des mageren Abendbrodes zu harren. Nachdem die gewöhnlichen Klagen über dessen Aermlichkeit beendet, gehen vielleicht einige der Reisenden für kurze Zeit nochmals hinauf, um frische Luft zu schöpfen, ehe sie zur Koje gehen, andere plaudern oder spielen noch ein wenig, bald aber ist der

Passagier, ohne Zweifel nicht zum besondern Leidwesen des Seemanns, fast gänzlich von allen sichtbaren Plätzen verschwunden, und nur von einzelnen Schlafstätten aus zeigt der Mißton eines Schnarchenden, daß solche unnütze Geschöpfe, wie Passagiere überhaupt, auf der Brigg existiren.

Ist das Leben an Bord auf einer längeren Reise und auf einem Auswandererschiff wirklich so, so nüchtern, so eintönig? Ja gewiß, es ist nicht anders. Aber der alte und tausendmal angewendete Satz, daß jedes Ding seine zwei Seiten hat, findet auch hier seine vollste Anwendung.

Der sentimentale Seemann, wie er von rosenfarbenen Gemüthern gedacht wird, hat wohl zu keiner Zeit das Salzwasser befahren, so wenig wie jene reinen, keuschen und ganz unsinnig treuen Ritter, glühend von Liebe und Unverstand, jemals das Land durchzogen haben. Man gehe auf längere Zeit an Bord, und lese alte Urkunden. — Trotz dem steckt aber doch im ächten Seemann eine tiefe Poesie, eine Romantik, welche durch den anspruchslosen, und deshalb wahren Mannesmuth sich klar und erfreulich kund giebt. Fast alle Matrosen sind lebhaft empfänglich für die Schönheit ihres Elements, wenn sie auch keine Zeit haben, die Großartigkeit des Sturmes zu

bewundern. Aber ich glaube beinahe, daß mancher Dichter, der uns hinterher vielerlei erzählt von der „stürmenden Windsbraut“ und der „prachtvoll empörten See“, zur Zeit jener Empörung, drücken wir uns ganz gewöhnlich aus, verzweifelte Manschetten gehabt hat, und seine Männerbrust viel lieber am friedlichen Ofen gewärmt hätte, statt sie kühn dem Sturme zu bieten.

Als gewöhnlicher Passagier, das heißt als solcher, der dem Matrosen allenthalben zwischen die Füße läuft, eine Menge einfältiger Fragen stellt, und vor Allem unaufhörlich sein Mißbehagen über das Seeleben kund giebt, wird man selten im Seemanne etwas Anderes finden, als einen ziemlich unhöflichen Menschen, welcher, so oft es sein kann, Seewasser auf das belästigende Individuum gießt, unsinnige Fragen mit den verrücktesten Unwahrheiten beantwortet, und dessen rohe Scherze nicht selten selbst bösartig erscheinen. Hat man aber längere Zeit an Bord eines und desselben Schiffes gelebt, hat man vielleicht auch hier und da am Lande Gelegenheit gehabt, mit seiner Mannschaft zu verkehren, und ist es vor Allem gelungen, sich bei derselben in eine gewisse Achtung zu setzen, so treten ganz andere

Seiten hervor, und dann findet man fast bei allen Seeleuten, wie bereits erwähnt, einen wackern Muth, einen wirklich oft romantischen Sinn für die Schönheiten der See, und fast durchgängig eine kindliche Gutherzigkeit, welche mich bei den derben, kräftigen Männern anfänglich auf's Höchste überraschte.

Was die Einförmigkeit des Lebens an Bord überhaupt betrifft, so ist es eine bekannte Sache, daß der, welcher sich überhaupt nicht zu beschäftigen weiß, auch am Lande, und selbst in der volkreichsten Stadt, sich fortwährend langweilt. Studien füllen an Bord ein gutes Stück Zeit aus; betrachtet man sich aber auch nur einfach die spielenden, waschenden, nähenden und allerlei anderen Beschäftigungen obliegenden Genossen, so hat man nicht wenig Gelegenheit, die ergötzlichsten Betrachtungen zu machen. Vielleicht tritt selten am Lande der innere, wahre, aufrichtige und bisweilen ganz kostbare Narr so glänzend hervor, wie häufig genug an Bord und auf einer größeren Reise. Es ist für die Länge kaum möglich, eine affectirte Würde zu behaupten. Die stolzen Vatermörder fehlen, denn die mitgenommenen liegen bereits zerknittert bei anderer ordinärer Leibwäsche, deren Glanz ebenfalls längst geschwunden, und de-

ren feines Faltenwerk jämmerlich in die Brüche gegangen. Der bekannte Repräsentant der Bildung, der göttliche Frack, ist ein Unding auf einem Passagierschiff, und sein College, der anmuthig glänzende Lackstiefel, hat leider einem alten, ausgetretenen Pantoffel Platz gemacht. Es ist die Brigg ncht mehr das Bild eines bräutlichen Gemaches, duftend und mit Rosen geschmückt, sie gleicht dem ehelichen Schlafgemache eines nachläßsigen Ehepaares.

Mit dieser Nachlässigkeit im äußeren Menschen aber, in Anzug, Haarpflege, Haltung, Gang und analogen Dingen, kurz, mit dem Zurücktreten des conventionellen Anstandes, wird meist zugleich die innere Narrheit auf eine reizende Weise offenbar. Der verehrte Freund und berühmte Reisende, welcher später auf derselben Brigg seine Reise fortgesetzt, erinnert sich, wenn er vielleicht flüchtig diese Skizzen durchblättert, so mancher Persönlichkeiten, welche meinen Ausspruch bewahrheiten.

War so zum Beispiel der angebliche alte Veteran nicht trefflich mit seinen Pelzhandschuhen, welche er selbst unter der Linie nie ablegte, mit seinem Ueberrocke, der achtunddreißig Taschen hatte, und endlich mit seiner Behauptung, daß er nach Californien reise, um sich zu zerstreuen? — Dann

der kleine Mann mit der mächtigen Nase, der die Koje nächst der Kajütentreppe inne hatte! Auch er trug unter der Linie zwei Wollenhemden, obgleich er früher und in kälterem Klima nur eins getragen. Dann entwarf er einen Plan zu einer in Californien aufzuführenden Burg, welche mitten in einem Fluß erbaut werden sollte, und die er, um die Angriffe der Wilden abzuhalten — wie er sagte, famose Taucher — unterhalb des Wassers mit scharfen und spitzigen Klingen versehen wollte.

Auch die sogenannten vier Haimonskinder waren prächtige Bursche. Sie wollten im Goldlande nur zu Wasser ihre Beute gewinnen, und auch sie hatten einen Plan, ja sogar das kleine Modell eines kunstreichen Bootes, mit welchem sie den Sacramento befahren, und mittelst einer ganz unbegreiflichen Mechanik den Goldsand vom Flußgrund holen wollten. Sie kauften später in Rio Janeiro wirklich Zinkblech zur Construction dieses Fahrzeuges, welches aber aus dem Säckel eines fünften Genossen bestritten wurde, der den Namen „Roß Bajard" erhielt, da es scheinen wollte, als trügen sämmtliche Haimonskinder starkes Verlangen, sich des Unglücklichen als Saumroß und Fortbewegungsmittel, selbst im weitesten Sinne des Worts, zu bedienen.

Aber es ist nicht allein die Thorheit der Menschen, welche die Langeweile des einförmigen Seelebens erträglich macht. Hundert wundervolle Erscheinungen, welche uns die Natur bietet, machen es reizend, und es ist vorzugsweise der Abend, noch mehr aber die Nacht, welche reich an prachtvollen Bildern ist.

Schon ehe man in den Bereich der Tropen gelangt, unter welchen fast alle Nächte einen zauberhaften Reiz besitzen, zeigt uns das Mondlicht die See bisweilen in so eigenthümlicher Beleuchtung, daß man das Schiff mit einem Kreise der fabelhaftesten Gestalten umgeben glaubt, bald eine weit ausgedehnte Landschaft, wie die reichste Phantasie sie sich nur zu denken vermag, mit Wald und Feld, mit schroff aufgethürmten Gebirgen oder mit wundersamen Gebäuden. Bald tauchen phantastische Thierformen auf, bald wieder tolles Menschenvolk, still vorüberziehend entweder, oder wohl auch nickend und grüßend gegen den einsamen Beobachter.

Eine Erscheinung will ich erwähnen, welche reeller ist als diese Kinder der Mondstrahlen und des Nebels, zwar auch nur eine Sinnestäuschung, aber einzureihen in das System und mit dem wissenschaftlichen Stempel zu versehen. Steht bei

nicht sehr bewegter See der volle Mond etwa dreißig Grade über der Scheide zwischen Wasser und Himmel, so spiegelt sich sein Licht in der See, eine große Pyramide bildend, deren Basis die ferne Gränze des Meeres ist, während die Spitze, zitternd und flimmernd, bis zum Beschauer reicht. Tief dunkelblau aber und ziemlich scharf geschieden vom helleren Nachthimmel, hebt sich eine gleiche Pyramide zum Mond, dort endend, während ihre Basis mit jener der beleuchteten See zusammenfällt. Das Auge, welches diese letzte betrachtet, schafft sich selbst ihr dunkles Ebenbild. Sieht man zum Himmel, ohne gleichzeitig oder vorher zur See geblickt zu haben, so ist nichts von der dunklen Erscheinung zu sehen. Die Optiker nennen dergleichen eine complementäre oder eine Ergänzungsfarbe.

Ebenfalls pyramidal, aber leuchtend mit sanftem, mildem Lichte, steigt unter den Tropen das Zodiakallicht zum nächtlichen Himmel empor, an der Stelle der gesunkenen Sonne, wenn auch etwas in nördlicher Richtung sich dehnend, wohl an vierzig Grade hoch. Aber Humboldt, der Heros und ehrwürdige Nestor aller Forschenden der cultivirten Welt, hat dieser lieblichen Erscheinung mit so viel Liebe gedacht und sie mit solcher

Meisterschaft behandelt, daß ich hier nichts weiter darüber zu sagen vermag, wenn ich auch einmal später in einer andern Skizze auf sie zurückkomme.

Auch über den Sternenhimmel der Tropen und der südlichen Halbkugel ist Viel und Schönes gesagt worden. Zu Schönes vielleicht und, mit obligater deutscher Artigkeit, all zu Lobendes. Nur die mächtigen Fixsterne im hohen Süden haben unbedingt einen Vorzug vor den unseren, sonst ziehe ich unsere nordischen Sterne vor.

Ja, eine tropische Sternennacht an Bord hat etwas unendlich Reizendes. So manche habe ich einsam durchträumt, auf Deck liegend, leicht gehüllt in meinen Mantel und nur empor starrend zu diesen Myriaden von Welten, oft schaudernd bis in's Mark vor jener unendlichen Wahrheit: Ewig! — Bisweilen dachte ich dort auch der ersten Jugendzeit, wo diese kreisenden Systeme mir nur goldene Kugeln waren, oder, wie mich ein gütiger Mund belehrte, Löchlein, die der liebe Gott in den Himmel gebohrt, damit man seine Herrlichkeit da droben durch sie recht zu erschauen vermöge.

Und wieder blickte ich dicht neben mir in die See, die kosend mit der Schiffswand zu flüstern schien, da zogen blitzend und funkelnd Tausende

von farbigen Lichtern vorüber, und weithin noch zog der Kiel eine glänzende Furche in das dunkle Meer. Vom kleinen winzigen Punkt an bis zur großen, fackelartig leuchtenden „Autorität" führen heute die Gethiere des Meeres eine große Illumination auf, genannt „das Leuchten der See", zu Ehren des ruhigen Wassers und seiner erquicklichen Wärme. Und Alles da draußen in den wogenden Fluthen ist wohl eingerichtet wie unter den Thieren und Menschen der Erde. Denn der musikalische Delphin speist leidenschaftlich gern jene großen, prächtig leuchtenden Autoritäten (die Pyrosoma atlantica), welche ihrerseits wieder, wenn gleich auf sanfte und weniger stürmische Art, die ganze Sippschaft der kleinen, leuchtenden Muschelkrebse in sich ziehen und aussaugen, während diese selbst kleinere Mitgeschöpfe erhaschen und in sich aufgehen lassen. Der aufgeklärte, freisinnige Haifisch aber setzt sich großartig über alle diese Vorurtheile von Größe und Race hinweg, und verschlingt Alles, was ihm unter die Zähne kommt.

Ernsthaft gesprochen, ist das Leuchten der See in der That eine der prachtvollsten Erscheinungen, welche, in voller Intensität gesehen, wohl manche trübe Stunde an Bord aufzuwiegen vermag. Tausende

der verschiedensten Thiere, meist aber niederen Stufen des Thierreichs angehörend, sind die bedingende Ursache. Sie werden theils, scheinbar wenigstens, ganz, zum Theil aber auch nur, wie unsere Johanniswürmchen, an bestimmten Stellen ihres Leibes leuchtend, und dies nur, wenn sie irgendwie gereizt werden. So flammt und funkelt die See am lebhaftesten am Bugspriet, wo durch das Durchschneiden des Wassers die Thiere theils heftig angestoßen, zum Theil aber auch schon durch das stark bewegte Wasser selbst kräftig gereizt werden. Eben so streifen an den Wänden des Schiffes viele Thiere an, und andere, von dem die Fluthen durchschneidenden Kiel getroffen, leuchten noch längere Zeit, — und daher die leuchtende Furche, die das dahinziehende Schiff hinter sich her zieht.

Man hat geglaubt, daß auch größere und höher stehende Thiere, wie Delphine und manche Fische, selbst leuchtend seien, aber ich habe mich überzeugt, daß dies nicht der Fall, sondern daß das Licht, welches sie verbreiten, von den kleineren Thieren ausgeht, die sie berühren und reizen, indem sie rasch durch die Fluthen dahinschießen. In der That gewährt ein Delphin, welcher bei leuchtender See mit dem Schiffe dahinzieht, einen

wunderherrlichen Anblick. Kopf und Brust glänzen auf das Lebhafteste, und machen fast den Eindruck, als sei das Thier transparent und von Innen beleuchtet, und eine rasche Seitenbewegung, ein plötzliches Schlagen mit dem Hintertheile machen auch dieses auf das Feurigste erglänzen.

Ich weiß keine Antwort zu geben auf die Frage, warum diese Leuchtkraft so vielen niederen Seethieren gegeben, aber ich habe durch vielfältige Untersuchungen gefunden, daß viele von ihnen, größere und kleinere, kaum mit freiem Auge sichtbare Geschöpfe mit rothen Zeichnungen versehen sind, und daß von diesen das Licht ausströmt, so wie überhaupt alle solche mit rothen Flecken versehene Individuen leuchten.

Auffallend ist die geringe Stärke des Reizes, des Anstoßes, welchen es bedarf, um solche Thiere im Moment erglühen zu machen, und ich kann mich einer Nacht erinnern, in welcher uns durch diese leichte Erregbarkeit ein wundervolles Schauspiel geboten wurde. Es war eine warme, laue Nacht, und die See vollkommen ruhig, so daß ihre Oberfläche von Millionen der verschiedenartigsten Thiere bedeckt war, denn nur bei ruhiger See gehen die zarten Geschöpfe an die Oberfläche des Wassers. Trotz des schwachen Windes

hatte die Brigg doch einen mäßigen Lauf, und rings um dieselbe fand das gewöhnliche Leuchten der See statt, während weiter gegen außen Alles in tiefe Dunkelheit gehüllt war, weil einige Stunden nach Sonnenuntergang der Himmel sich gänzlich mit Wolken bedeckt hatte. Da begann es plötzlich zu regnen, und in demselben Augenblick leuchtete die See, so weit das Auge reichte. Jeder fallende Tropfen, welcher eines der auf der Oberfläche des Wassers schwimmenden Thiere traf, brachte dasselbe sofort zum Leuchten, so daß es schien, als entzünde sich der niederfallende Regen, so wie er die See berührte. Die Schönheit der Erscheinung wurde durch deren Wechsel erhöht, indem stets an den anderen Stellen des Meeres, unter den tausend und aber tausend kleineren blitzenden Punkten und Flämmchen, fackelartig stärkere Lichter aufflammten. Doch dauerte das ganze, wundervoll reizende Phänomen nicht lange, und nach acht bis zehn Minuten war Alles vorüber, da sich ohne Zweifel die vom Regen überraschten Thiere in die schützende Tiefe zurückzogen.

Haben wir aber so der Nacht den Vorzug gegeben, so müssen wir wohl auch dem Tage sein Recht zugestehen. Abgesehen von dem mannigfachen Interesse, welches der Naturforscher für

tausend Dinge an den Tag legen wird, die dem Laien unbedeutend, kleinlich, ja häufig selbst abstoßend erscheinen, bietet dennoch die See auch dem letzteren treffliche Momente genug, um ihn auf Deck zu locken, auch ohne Schafskopf und Waschvergnügen. Schon die Farbe des Meeres, mannigfaltig wechselnd, bewegt selbst den wenig zum Nachsinnen Geneigten zu Reflexionen.

Unfern der Küste, sei sie auch öde und steril, hat die See eine mehr oder weniger tief gesättigte grüne Farbe, unter den Tropen tritt das prachtvollste Blau auf, bei Cap Horn aber, in der Region der ewig meteorologischen Niederschläge, verfolgt das Schiff seinen einsamen Lauf durch ein scheinbar schmutzig gefärbtes Wasser, und man glaubt bisweilen sich mitten in einem See von geschmolzenem unreinem Blei zu befinden.

Aber das wundervollste Ultramarin des tropischen Gürtels verliert seine Pracht, wird blaß, ja selbst grau und ebenfalls bleifarbig, wenn sich der Himmel mit Wolken bedeckt, während wieder zu anderen Zeiten die scheidende Sonne stellenweise der See den feurigsten Goldglanz verleiht oder sie rubinfarbig erglühen läßt. Reflex des Lichts von oben bringt alle diese zauberischen Metamorphosen hervor, während, wie mich mehrfache

Wahrnehmungen gelehrt haben, das Grüne der Küsten von der Seichtigkeit des Grundes bedingt wird.

Ich kann nicht sagen, daß mir der Anblick der hohen See, bei heiterm Himmel und von Bord aus, besonders erhaben und großartig erschienen sei, und ich habe schon an anderen Orten ausgesprochen, daß fernes Land, Wolkenbildung und Aehnliches erst die Größe des Bildes hervortreten läßt, was durch die mystische Beleuchtung der Nacht fast immer der Fall ist. Die Fauna des Meeres aber, auch selbst für den Laien anregend und oft in den zierlichsten Formen sich zeigend, bietet bei Tage offenbar eine bei weitem größere Mannigfaltigkeit, als des Nachts, wo blos das von den Thieren ausstrahlende Licht uns erfreut. Die Quallen in ihren so sehr verschiedenen Größen und mit dem wunderbaren und abenteuerlichen Bau, der sie charakterisirt, ziehen schon allein durch das prachtvolle Farbenspiel, mit welchem sie an Bord vorüberziehen, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Bisweilen zeigt sich auch auf hoher See und unter niederen Breitegraden eine jener Muscheln, deren Gehäuse so dünn ist, daß es aus dem Schaume des Meeres gewoben zu sein scheint, so zum Beispiel die Purpurschnecke

(Helix janthina), welches wohl die berühmte Purpurschnecke der Alten sein könnte, da Plinius' Beschreibung gut auf sie paßt. Edelsteinen gleich funkeln und blitzen wieder in anderen Regionen schalenlose Thierchen, wie die Scyllaea pellagica, eine nackte Schnecke mit prachtvoll blauer Farbe und anmuthig geschmückt mit Fühlpfäden und Kiemenbüscheln, so daß sie fast einem kleinen Miniatur-Meerfräulein ähnelt. Auch ein anderes Thierchen, das Carcinium, spielt wie ein glänzendes Juwel in der Sonne, und wird eben deshalb, obgleich es kaum zwei Linien lang, doch auf verhältnißmäßig weite Entfernung bemerkt.

Aber nicht blos diese ruhig und friedlich vorüberziehenden Geschöpfe beleben die Fluthen. Es zeigen sich wohl auch gefährliche Gäste, mit denen dann der Mensch einen Kampf aufnimmt, oder sie wenigstens schädigt nach Kräften.

So sind vor Allem die Haie gehaßt von den Seeleuten, und fast nie versäumt ein Schiff mittelst Köder und Angelhaken Jagd auf dieselben zu machen, läßt sich auch nur von Weitem die berüchtigte Rückenflosse des Räubers erblicken. Auch der sogenannte Putzkopf (Delphinus gladiator) durchzieht in zahlreichen Haufen das Meer, nach Art der Wale bogenförmig auf und ab

tauchend. Sie sollen einzelnen Booten gefährlich werden, und die Walfischfänger machen Jagd auf sie in Ermangelung anderer Beute; von Kauffahrern werden sie wohl wenig belästigt, sendet ihnen nicht vielleicht irgend ein Schütze eine Kugel zu, wie ich es bisweilen gethan. Auch Schlangen habe ich einige Male dicht an Bord beobachtet, aber fast alle Seeschlangen sind noch wenig gekannt, weiß man gleichwohl, daß die meisten gefährlich und giftig.

Harmlose nächtliche Besucher auf Deck sind die fliegenden Fische, die bei Tag aber stets den Schiffen ausweichen, und dabei wohl größere Strecken durchfliegen, als man gewöhnlich annimmt. Sie bieten einen zierlichen Anblick, wenn sie glänzend wie Silber im Sonnenlicht über die sanft bewegten Wellen hinschweben; aber jene, welche, wie es nicht selten geschieht, während der Nacht auf Deck fallen, werden prosaischer Weise gebraten, aufgespeist, und gewähren auch wirklich ein treffliches Gericht. So sind unter den Tropen, oder doch wenigstens unter niederen Breitegraden, Tausende von Dingen, welche das einförmige und oft kärgliche Leben an Bord verschönern und leichter ertragen lassen. —

Kaum hat das Schiff die Höhe von Buenos-

Ayres passirt, wo die häufigen nächtlichen Gewitter schon nicht mehr unter die Annehmlichkeiten des Seelebens zu zählen sind, so beginnen an Bord die Vorbereitungen zur Umschiffung des gefürchteten Cap Horn.

Man bekleidet einen großen Theil des Tauwerks mit einem Lederüberzuge, damit es durch die stete Reibung nicht allzu sehr angegriffen werde. Das Oberlicht (Skyligt), das bisher noch ein wenig Helle in die Kajüte gebracht, wird mit einem Gitter versehen, dann mit einer Holzdecke, und zuletzt werden noch alle Fugen mit getheertem Werg verstopft. Kisten und Kasten werden am Boden festgenagelt, festgestaut, wie man an Bord sagt, und die Passagiere begreifen bald, daß auch sie ihre kleine fahrende Habe irgend wie befestigen müssen, wenn sie nicht zu Schaden kommen soll.

Denn in der That, die See fängt an hoch zu gehen, sehr hoch, und bald ist keine Handbreit trockenen Holzes mehr auf Deck, da fort und fort die Wellen über Bord schlagen. Die Brigg liegt entweder anhaltend auf der Steuerbord- oder auch auf der Backbordseite, meist aber so schief, daß nur mit Mühe und mit ganz eigenthümlich gebogenen Beinen zu gehen ist. Bisweilen wirft sie sich auch, gleich einem unruhig Träumenden, fort-

während von einer Seite auf die andere, oder sie „stampft," das heißt ihr Vordertheil ist bald hoch in den Lüften, bald scheint es in den Grund der See dringen zu wollen. Dabei ächzen ihre Planken auf jämmerliche, fast erschreckende Weise, der Wind heult durch das Tauwerk, und die Raaen seufzen über ihre gezwungene Unthätigkeit, denn längst sind, bis auf das Sturmsegel, alle anderen geborgen, und bekanntlich sind die Raaen die starken Oberhölzer an den Masten, an welchen die Segel befestigt. Zur Abwechslung stattet vielleicht einmal eine stärkere Welle einen Besuch auf Deck ab, nimmt den Hühnerkasten, der aber längst seiner Bewohner ledig, über Bord, oder sie schlägt ein Stück der Schanzverkleidung ein; vielleicht nimmt sie aber auch eine Tonne mit sich, oder sonst einen Gegenstand, der nicht gehörig verstaut war.

Und der Passagier? Was macht der Unglückliche während dieser Zeit des Trübsals?

Ist er seekrank, das heißt nur halbwege geneigt, es zu irgend einer Zeit zu werden, so thut er jetzt, was nicht zu nennen ist, und wir schweigen von ihm und seinem Befinden bei der Umschiffung des Cap Horn.

Der sogenannte gesunde Passagier aber friert vor Allem und ist fortwährend naß. Die Tempe-

ratur steht am Gefrierpunkt oder einige Grade darüber, die Nacht hindurch wohl auch tiefer. Es haben sich zwar dunkle Gerüchte verbreitet von einem Ofen, welcher sich irgendwo auf der Brigg befinden soll, diese mystische Person aber, dieses wohlthätige Princip erscheint jetzt nicht, um die feuchten Räume der Kajüte zu trocknen und zu erwärmen. Es herrscht in dieser eine schwere, dunstige und naßkalte Atmosphäre, welche täglich schlimmer und unerträglicher wird, denn die Kleider sämmtlicher Reisenden sind durchnäßt und werden es täglich mehr, da es entweder regnet, hagelt oder schneit, oder, findet dies ausnahmsweise einmal auf einige Augenblicke nicht statt, mächtige Sturzwellen den Unglücklichen überfluthen, der es wagt, ein paar Minuten lang auf Deck frische Luft zu schöpfen. Zum Trocknen ist aber kein Platz, und nebenher zufällig auch kein Feuer vorhanden, und so hängen alle die nassen und modernden Kleidungsstücke von achtzehn oder zwanzig Reisenden in einem Raum, welcher kaum größer als ein bescheidenes Dachstübchen ist, und in welchem alle diese Menschen essen, schlafen, rauchen und, so viel es eben möglich, auch athmen. Dazu ist es fast vollständig finster, denn eine qualmende Oellampe verbreitet nur ein höchst

elendes und jämmerliches Licht. Begreiflicher Weise hat auch die Kost sich nicht gebessert, ja der berühmte Sauerkohl ist zur frommen Sage geworden, d. h. es ist keiner mehr vorhanden.

Man wird also bei Umschiffung des Cap Horn fortwährend abscheulich geschüttelt und umhergeworfen, was einen Theil der Reisenden seekrank, den andern wenigstens ärgerlich und widerwärtig macht, man friert, athmet eine schlechte, verdorbene Luft, und befindet sich endlich mit hungrigem Magen in einer trostlosen Finsterniß.

Die Naturschönheiten, welche hiefür geboten werden, sind vielleicht alle acht Tage einmal die Sonne, welche blaß, nüchtern und, ihrem ganzen Habitus nach selbst frierend, durch eine Nebelschicht blickt, die auf höchstens zwei Minuten sich etwas verdünnt hat. Dann der Mond in analoger Jämmerlichkeit, ohne Nebelbilder, ohne sanfte Strahlen, ohne merkwürdige Höfe und Nebenmonde (in meiner Praxis wenigstens nur mit einer einzigen Ausnahme), kurz so prosaisch und unpoetisch und ebenfalls nur bisweilen durch einen monotonen Nebelschleier auf die stets erzürnte See blickend, daß auch der sensitivste Odist kaum von ihm afficirt worden wäre.

Drittens endlich Land! — Land! süßer Klang

für den Passagier und unzertrennlich verbunden mit dem Gedanken an ein fest stehendes Bett, an saftige Beefsteaks, an Hühnerbraten und eine Flasche Wein, an — nun an tausend Dinge eben, welche er so und so viele Monate schmerzlich entbehrt hat.

Aber das Land, welches sich an jener mißliebigen Endspitze der neuen Welt uns zeigt, ist nicht der ersehnte Hafen mit trefflichen Hôtels, er ist auch keine unschuldige, mit schlanken Palmen bekränzte Insel, von welcher aus reizende Indianerinnen schwimmend an Bord kommen, während ein ehrwürdiger Häuptling uns mit fetten Schweinen beschenkt und mit schmackhaften Bananen. Es ist Good Succeß, ein Stück des langweiligen Feuerlandes, in welchem eine miserable Species von Menschen wohnt, die ihre Mitbrüder verspeisen und nicht einmal etwas zu handeln haben, weshalb die Engländer dort auch noch keine fromme Mission errichteten und noch keine Cultur und Manufacturwaaren dorthin brachten. Durch eisige Nebel, welche schwer auf der grollenden See liegen, treten uns mächtige und wild zerrissene Felsmassen entgegen, deren Scheitel Eis und Schnee bedeckt und an deren Fuß sich eine wüthende Brandung anbäumt.

Während wir aber so mit ziemlich raschem

Laufe vorübereilen, zeigt sich auch auf der Backbordseite Land, ein Spiegelbild von jenem auf der Steuerbordseite. Es ist Insel Staatenland, ohne Zweifel getrennt von Feuerland durch eine jener gewaltigen Katastrophen, für welche die, geologisch wenigstens, solide Gegenwart keinen Maßstab mehr hat.

Umsegelt aber das Schiff noch weiter gegen Süden das Cap, wie wir es zum Beispiel auf der Reise thaten, so treten dem Reisenden die melancholischen Umrisse der Felsengruppe Diego Ramirez entgegen. Düstere vulcanische Felsenkegel haben sich dort als Wächter und Vorläufer des Festlandes aus den tobenden Wellen gehoben, und diese donnern seit Jahrtausenden mit ohnmächtiger Wuth gegen die Eindringlinge in ihr Bereich. Kein Baum, kein Strauch bekleidet die schroffen nackten Felswände, blos ziehende Wolken streifen über ihre schneeigen Spitzen, spalten sich bisweilen, und eilen dann rasch weiter, senken sich manchmal aber auch nieder, um dort zu verschwinden, oder auch langsam ihren Weg wieder fortzusetzen. Vielleicht bringen sie den armen verwaisten Felsen Liebesgrüße von ihrer königlichen Mutter, der erhabenen Cordillera, vielleicht erzählen sie von fernen Ländern, von flüsternden Palmen, von

glänzenden Vögeln und glühenden Blumen, oder sie trösten, wie es am Pole noch viel schauriger und unwirthlicher, so daß selbst die Eisbärenschaft es dort kaum mehr comfortabel finde.

Aber die Wolken ziehen weiter, und auch das Schiff verfolgt seinen einsamen Lauf in der endlosen Wasserwüste; doch den Reisenden bleibt ein mächtiger Eindruck von jener düstern Einsamkeit am äußersten Ende des mächtigen Amerika.

Unter dreißig Schiffen, welche Cap Horn umsegeln, ist kaum eines so glücklich, diesen Popanz der Schiffer selbst zu sehen. Auch dieses Glück wurde der Brigg zu Theil. Zwei mächtige, scheinbar dicht neben einander aus der See sich hebende Felsen, tief schwarz und mit beschneitem Haupte — das ist Cap Horn. Weiter gegen das Innere zog sich eine Kette zackiger gletscherartiger Berge. Aber die Brigg flog, ein kaum erhörter Fall in jenen Breiten, mit aufgesetzten Leesegeln vorüber, und so hatte ich kaum Zeit, eine flüchtige Skizze zu zeichnen und mir dabei die Finger auf's Gründlichste erfrieren zu lassen.

Entschädigen aber diese flüchtigen Momente grotesker Bilder für die Beschwerden, ja vielleicht selbst für die Gefahren einer solchen Seefahrt? Wohl nur Wenige im Augenblick der Reise, reich-

lich aber nach der Heimkehr und durch die Erinnerung, und so mag ich, gedenkend des tropischen Himmels und der Sturmfahrt bei Cap Horn, wohl wiederholen: Wundervolle See! Erhabenes Meer! Was ist wundervoller als Du, was erhabener!

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Druck von G. Pätz in Naumburg.